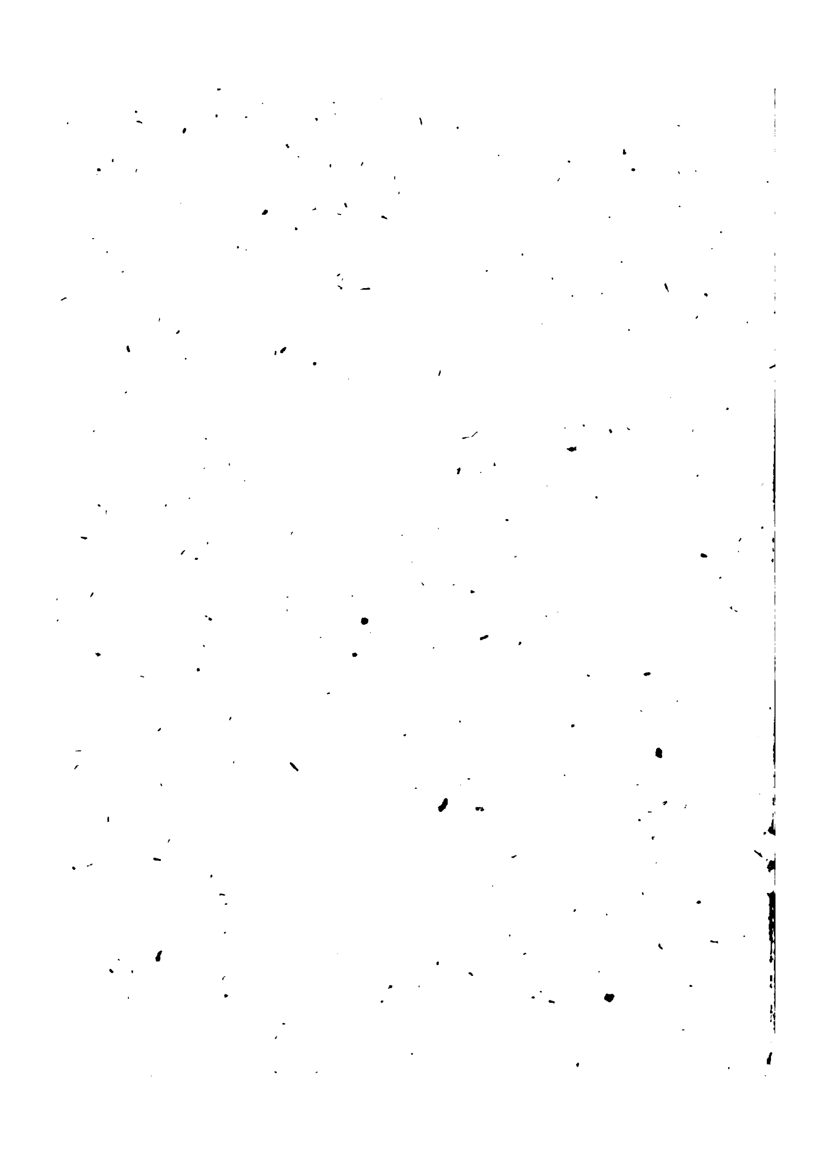




Sämmtliche

Werke

von

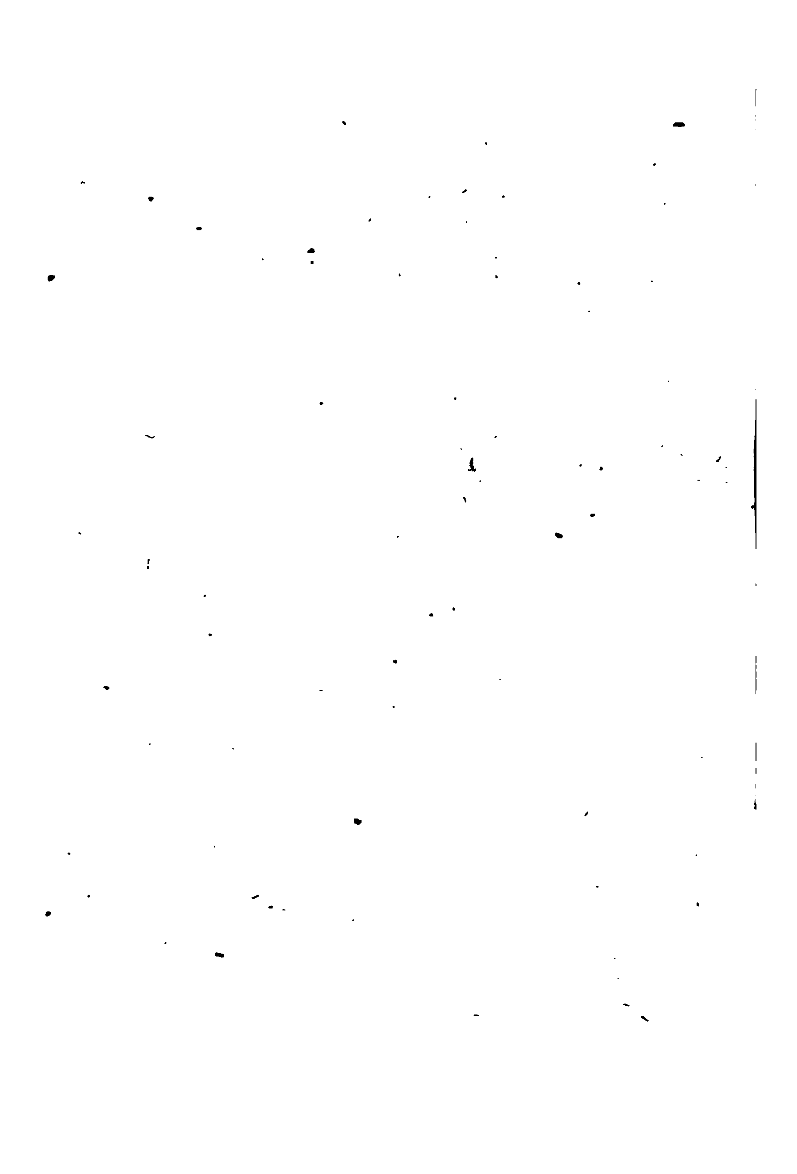
Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

B

24. Bändchen.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.



Prosaische Aufsätze.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Erster Theil.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Über die Travestirungen.

Quand une fois on a tourné l'Enthousiasme en ridicule, on a tout defait hors l'argent et le pouvoir.

Corinne, par Mad. de Staël.

1807.

Zwey Epochen sind in der Entwicklungsgeschichte jedes Volkes, in welchen die schönste Blüthe des menschlichen Geistes sich auf zweyerley Art entfaltet, und gleichsam der Himmel mit seinen Eingebungen dem einfachen, oder dem harmonisch gebildeten Menschen am nächsten ist: der erste Beginn der Cultur und der schönste Gipfel derselben. In beyden tönen die Lieder der Sänger am lieblichsten, am reichsten. Wie Wesen höherer Art erscheinen sie

unter den starken ungezähmten Gemüthern; die Töne ihrer Harfen stillen die empörten Geister, besänftigen die stürmenden Leidenschaften, und richten alle Seelenkräfte des halbwilden Volks auf erhabene Heldengestalten der Väter, die im Elysium, in Walhalla, oder in den Nebeln des Hochlandes als Vorbilder der Enkel, als Muster der Nacheiferung schweben. Dann stirbt der Held freudig, wenn der Dichter seinen Nahmen den Winden übergibt, dann strömen im Saale des Alcinous und bey den lärmenden Gastmahlen der Freyer Penelopens die hochgeehrten Sänger Lebenslust, Muth, Verachtung der Gefahr und begeisterte Freude in's Herz der Hörer. Die heiligen Sänger sind die ersten Erzieher des Volks, die ersten Weisen, die ersten Tugendlehrer.

Aus jenen Perioden tönen uns Homers und Ossians Lieder, viele Gesänge der Bibel herüber, und beynahe jedes Volk hat seine alten Helden und Göttergeschichten, an denen, wie seltsam und ungeheuer sie manches Mahl seyn mögen, sich die Einbildungskraft der Enkel entzündet, ihr Herz erwärmt, und den Glauben an Menschengröße, an heldenmüthige Tugend, an aufopfernde Vaterlandsliebe u. s. w. wie eine heilige, unbezweifelte Tradition erhält.

So wie nach und nach die Cultur fortschreitet, verstummt der Mund der Dichter. Die himmlischen Götter ziehen sich zurück, nachdem sie für die erste Bildung des Menschengeschlechtes das Ihrige gethan hatten. Der folgende Zeitraum vergeht stürmisch unter dem harten Kampfe der alten Rohheit mit der wachsenden Bildung. Endlich siegt diese; der menschliche Geist übt sich in Erfindung von Wissenschaften und Künsten, deren Zweck es ist, die Bequemlichkeiten und Verschönerungen des Lebens herbey zu schaffen, bis endlich die Kräfte des Verstandes, der Einbildungskraft und die körperlichen Fähigkeiten, in vollkommenen Einklang gebracht, den Menschen auf jene schöne Stufe erheben, die das goldene Zeitalter jedes Volkes ausmacht. Jetzt kehren die Sänger wieder und in ihrem Gefolge alle schönen Künste; die Blüthenzeit ist da, jedes Gefühl wird angeregt, jede Kraft geübt, jeder Keim entfaltet. In dieser Epoche der Kraft und Fülle wird nun gedacht, geschrieben, gedichtet, gebildet, weil der Geist drängt, weil man etwas im Herzen trägt, das man seinen Mitbürgern sagen möchte, weil Ideale in den Seelen leben, deren göttliche Gestalt man gern vor Anderer Blick zaubern, deren tiefes Gefühl man gern in Anderer Busen erregen möchte. Aus dieser Epoche schreiben sich

in jedem Volke die schönsten Erzeugnisse in den Künsten und vielleicht auch in den Wissenschaften her.

Aber die Zeit rollet rastlos fort, der Frühling entschwebt, und der Gipfel der schönen Cultur ist eine Bergspitze, keine Ebene. Unaufhaltsam führt der Weg wieder abwärts, wenn auch nicht wieder in das tiefe Thal, aus dem wir erst mühsam empor gekommen, so doch in eine Niederung, aus der wir uns vielleicht künftig auf eine noch höhere Spitze erheben werden. Aber sicherlich ist es nicht mehr jene freundliche Höhe voll Lusthainen, voll Blumen, voll sprudelnder Quellen, voll harmonischer Kehlen, die wir verlassen haben. Auf schroffem Felsengipfel weit umher schauend und die Länder der Welt tief unter ihren Füßen mit klarem Blicke durchmessend, thront die ernste Wissenschaft. Dorthin werden wir einst gelangen, wir werden genau erkennen, scharf sondern, richtig schließen; aber auf dem schroffen Felsengipfel liegt auch Schnee, der nur selten am Strahle der kalten Sonne der Wahrheit schmilzt, und die allzudünne Luft, in der sich alle Gegenstände deutlich zeigen, läßt die Brust sich nicht frey erheben, und tödtet den Lebenskeim.

Es gehört nicht zu dem Plan, der dem gegenwärtigen Aufsatze zum Grunde liegt, dieses Bild weiter auszumahlen. Genug, wir sind auf dem

lieblichen Gipfel gewesen, wie andere Völker vor uns. Aber

Die Blume vergeht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mensch muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen; *)

denn in einem Volke, wie in jedem Einzelwesen wiederhohlt sich der allgemeine Typus der Natur. — Jetzt tritt das ökonomisch-industriöse Zeitalter ein, jetzt gilt es, zu gewinnen, um zu genießen, jetzt drängt nicht mehr das glühende Gehirn oder das tief erregte Gefühl an dem Schreibepulte; nicht die begeisterte Phantasie reicht dem Künstler Meißel und Palette. Der Buchhändler braucht zur nächsten Messe ein Werk von so viel Bogen oder Bänden, der reiche Schwelger, der übermüthige Parvenü bestellt eine Statue, ein Portrait, um seine Zimmer, weil es jetzt zum Tone gehört, eben so achtlos damit zu schmücken, wie einst mit Niederländer Tapeten und Japanischen Vasen; und beyde

*) Schillers Lied von der Glocke.

zahlen gut und prompt. Das ist der Beruf des Dichters, des Künstlers, das die Begeisterung, die den Idealen in seiner Brust Wirklichkeit gibt. *) Es wäre anmaßend und undankbar gegen so viele edlere Gemüther, diese Bemerkungen als einen allgemeinen Satz, der keine Ausnahmen leidet, aussprechen zu wollen. Noch gibt es Lieblinge der Musen, die die heilige Flamme in ihrer Brust nicht dazu entweihen, um das Feuer auf ihrem Herde damit zu unterhalten. Keine Zeitperiode, keine Gattung der Wesen ist so scharf begrenzt, daß sie sich nicht unmerklich in die nächststehenden verlieren sollte, und niemand kann dann sagen, wo jene aufhörte und diese anfing; aber es ist gewiß nicht zu gewagt, wenn man behauptet, daß der Einfluß des ökonomisch-egoistischen Zeitgeistes, dieses allverehrten Götzen, dem fast in jeder Brust eine Flamme oder ein Flämmchen zu Ehren lodert, sich besonders in der schönen Literatur, und in dieser hauptsächlich auf der Schaubühne zeigt. Vielleicht fällt auch dieser Einfluß gerade in diesem Fache am

---

*) Wie viel sich in Rücksicht der bildenden Künste hier seit 20 Jahren ins Bessere verändert hat, ist wohl kaum nöthig zu bemerken.

meisten auf, weil die Nebenabsicht des Nutzens den reinen Begriff der Schönheit stört, weil ein Kunstwerk, wie eine Blume, nur gefallen, nur rühren soll, ohne Eigennutz, ohne Rücksicht, weil selbst der letzte Endzweck des Schönen — Läuterung des Gemüthes — nur mittelbar aus ihm hervorgehen soll. Es ist ein einträgliches Fach, kleine Komödien, Operetten u. s. w. zu schreiben. Nicht jedem hat die Muse bey seiner Geburt gelächelt, daß er sich fähig fühlte, etwas zu leisten, das in stiller, einfacher Größe durch sich selbst gefallen könnte. Tausenderley Intriguen, Charaktere u. s. w. sind bereits so oft verbraucht, daß das Publikum kein Vergnügen mehr daran finden kann; denn es sucht sein Vergnügen meistens nur im Neuen. Da verfällt denn der speculirende Verstand jener Geister auf die seltsamsten Ausgeburten: Komödien in ein oder zwey Personen, mit zwey Worten, Komödien auf dem Dache, vor den Fenstern, wandelnde Tempel, ganze Menagerien, halbe Regimenter zu Fuß und Pferd, eroberte Festungen, brennende Schlösser, und endlich die Travestirungen jener Meisterwerke, die seit Jahren oder Jahrhunderten der Gegenstand der Bewunderung aller besseren Menschen waren. — Alles muß helfen, um etwas Neues, Überraschendes, Niegesehenes hervor zu

bringen. Das Volk läuft haufenweise in diese Stücke, die Casse wird gefüllt, der Autor bezahlt, und der Zweck der Kunst erreicht; aber welch ein elender verächtlicher Zweck, wie unwürdig der Kunst und einer gebildeten Nation! Unter allen Mißgriffen und Nothbehelfen unvermögender oder niedriger Geister scheint mir keiner so entwürdigend für die Kunst und zugleich so allgemein schädlich, als die Travestirungen. Wenn in Parodien ein geringfügiger Gegenstand mit allem Aufwande von Pathos und Feyerlichkeit erhoben und dadurch lächerlich gemacht wird, so sehen wir in diesem komischen Bestreben nur eine Wiederhohlung dessen, was täglich um uns in der wirklichen Welt geschieht; wir belächeln es, greifen wohl auch in unsern eigenen Busen, und lernen beschämt, wahren Werth von falschem scheiden. Doch wüßte ich mich nicht zu erinnern, daß ich je auf unseren Bühnen eine Parodie aufführen gesehen hätte. Desto reicher sind wir seit einigen Jahren an Travestirungen. Wir haben einen travestirten Äneas, Telemach, eine Alceste, sogar einen travestirten Werther. In diesen Stücken wird ein altbekannter, würdiger Gegenstand, ein Heldenbild, auf dessen hervorragende moralische oder pathetische Größe tausend und tausend Blicke mit Achtung und Liebe gerich-

tet waren; dem ein göttlicher Augenblick in der Brust des begeisterten Genies das unsterbliche Leben gab, den die Kunst mit allen ihren Reizen schmückte, den ganze Generationen oder Völker als das Urbild irgend einer Tugend, einer höheren Geisteskraft verehrten, von seinem Standorte herab gerissen, in den Staub getreten, mit lächerlichen Lumpen behangen, und dann in dieser Entstellung dem Publicum als ein Gegenstand des Spottes dargestellt. Das, was uns einst entzückte, wird nun mit Verachtung angesehen, was in besseren Seelen edle, große Gefühle weckte, erregt nun unser Gelächter, und wir wundern uns vielleicht selbst, wie wir einst so begeistert vor diesem Ideale stehen konnten, das nun bey näherer Besichtigung nichts, als eine Puppe aus Stroh und Lappen ist.

Der Jüngling, der in den Schulen seinen Homer und Virgil mit glühender Seele las, und die Göttergestalten treu in der reinen Brust bewahrte, der vielleicht die Anregung zu mancher guten That, wenigstens zu manchem edlen Vorsatz aus dem vertrauten Umgange mit jenen Geistern erhielt, das Mädchen, dem aus der alten Geschichte, aus dem Telemach, in einer Alceste, Antigone, Penelope, ein Urbild höherer weiblicher Würde vorschwebte,

sehen nun auf der Bühne ihre verehrten Muster als lächerliche Fratzen erscheinen. Der Nimbus verschwindet, der sie vor ihren Blicken sonst umgab, der Heros sinkt zur gewöhnlichen Menschheit, oft noch unter sie herab, und unwillkürlich kettet, selbst wenn ein besseres Gemüth von diesen Eindrücken nicht vergiftet wurde, eine komische Idee, ein lächerlicher Zug, ein drolliger Ausdruck sich geheim, aber unabtrennbar, an das ehemahls reine, verklärte Bild. Äneas ganz von Butter*), Fenelons jugendlicher Held, der am Donauufer strandet, und von den Marktweibern mit Schimpfworten überhäuft wird**), Dido, die den abgebrannten Trojanern ein Zwölfkreuzerstück als Almosen zu geben befiehlt***), werden sich uns zeigen, so oft wir ihre Gestalten vor unserem Blicke verge-

---

*) — — Die Torte war
Der Kochkunst größtes Wunder;
Sie präsentirte Trojens Brand,
Und oben auf den Flammen stand
Äneas, ganz von Butter.

Blumauers Äneis.

**) Der Anfang des travestirten Telemach.

***) Im ersten Theile des travestirten Äneas, wie er hier gegeben wurde.

genwärtigen. Die Macht des Lächerlichen ist zu groß, unsere Begeisterung ist entflohen, unser Herz erkaltet; und nimmermehr werden jene Ideale uns zu sich in ihren Himmel erheben, aus dem sie ein unseliger Witzling vor unseren Augen herabgerissen hat.

Ist es aber gut, ist es rathsam, in unserem Zeitalter die kühlen Herzen ganz erstarren, den letzten Rest von möglicher Begeisterung für Schönes und Gutes durch die unwiderstehliche Macht des Spottes aus den engen, selbstsüchtigen Gemüthern zu verscheuchen? Vielleicht war das Gegentheil nie nöthiger, als eben jetzt. Jetzt, wo Zerstreuungssucht, Luxus, Verachtung alter Formen, Gleichgültigkeit gegen Religion, Vaterland und sittliche Pflichten den Menschen so sehr isolirt, und den Glauben an menschliche Tugend so wankend gemacht haben, jetzt sollte man dahin streben, diesen Glauben durch erhebende Vorstellungen von Größe der Seele und seltener Willenskraft fest zu halten, und dem speculirenden Zeitgeiste durch Empfindungen zu steuern, die den Menschen aus den engen Beschränkungen seines Ich's heraus auf einen höheren Standpunct stellen könnten, von dem aus er mehrere Glieder der großen Kette zugleich übersehen und sich überzeugen könnte, daß er nicht der

sieht, wenn, statt so vieler mittelmäßiger und schlechter Stücke, öfters die Meisterwerke älterer und neuerer Zeit vor den Blicken des gebildeteren Publicums wiederhohlt würden, wenn Merope's mütterliche Zärtlichkeit, Regulus hohe Vaterlandsliebe, Tancreds romantischer Edelmuth, Romeo's und Juliens heldenmüthige Liebe, Don Cäsars tugendversöhnender Tod *) vor unsern Augen oft und würdig erschienen, die Göttergestalten müßten nach und nach auf unsere Einbildungskraft, auf unsern Geschmack, und endlich auf unser Gemüth wirken. Einzelne schöne Stellen würden sich dem Gedächtnisse einprägen, und bey schicklichen Gelegenheiten, vielleicht wie eine Stimme vom Himmel, in der zweifelnden oder trauernden oder strauchelnden Seele ertönen. Der öftere Anblick kräftiger Gemüther, die durch einen edleren Beweggrund, als Speculation und Sinnenreiz, in Thätigkeit gesetzt werden konnten, die Beobachtung von Menschen, die fühlten, wie wir, und doch nicht handelten, wie wir, müßten unsere Willenskraft beschämend erheben, und uns endlich die Möglichkeit, gut zu seyn um des Guten willen, für mehr

---

*) In der Braut von Messina.

als einen kindischen Traum ansehen lehren. Dann träten die schönen Künste und ihre Priester wieder in ihre angestammte Würde, dann würden sie wieder die Lehrer, Bildner und heiligen Sänger seyn; der schöne Glaube, daß die Götter sie vorzüglich lieben und eine Gottheit in ihrer Brust wohnt, würde wieder lebendig werden, das veredelte Publicum gern und häufig jene Vorstellungen besuchen, und so denn auch endlich die Directionen bey dem besseren Geschmacke ihren Vortheil finden.

Über den Reim.

1807.

Vor einiger Zeit ging ich in einer unserer besuchtesten Straßen an einer sehr schönen, nach dem neuesten Geschmacke verzierten Kutsche vorbey. Die Eleganz der Formen, die Niedlichkeit der Arbeit zog meine Aufmerksamkeit auf sich; ich betrachtete sie genauer. Die Kutsche selbst, der Kasten des Wagens, war hellgelb, das Gestell von dunkeler Farbe, und mit eben so dunkelem Tuche war der Wagen inwendig ausgeschlagen. Am Gestelle liefen überall feine Linien von mehreren hellen Farben hin, unter welchen die Farbe der Kutsche, das frische Gelb, die herrschende war. In den Schnüren und Quasten, in den Fransen und Verzierungen des Innern, überall war helles Gelb eingewebt, und das Hervortreten dieser Farbe an unzähligen Orten, aber immer in kleinen Massen, rief auf

eine angenehme Art die Hauptfarbe der Kutsche selbst zurück, ohne durch Überladung zu beleidigen.

Mir machte diese Bemerkung ein besonderes Vergnügen, und ich fing an, über die Quelle desselben nachzudenken. — Da fand ich denn, daß es in der Übereinstimmung der Theile zu dem herrschenden Hauptbegriffe des Ganzen, die dennoch der Mannigfaltigkeit keinen Eintrag that, und in einer dunkelen Beziehung einer leisen Erinnerung an eine schon gehabte Vorstellung bestand. Ich wollte noch weiter nachsinnen, als es, wie eine Stimme in meinem Innersten, rief, „das ist der Reim für's Gesicht;" und ich fand, daß die Stimme Recht hatte.

Wenn wir die angenehme Empfindung zergliedern, die uns der Reim verursacht, und ihrem Ursprung in den Tiefen unserer Seele nachspüren, so finden wir, daß sie gerade aus derselben Quelle herrühret. Übereinstimmung der einzelnen Theile, ohne der Mannigfaltigkeit zu schaden — dunkele Anregung schon gehabter Vorstellungen — Erinnerungen an einen vorher gegangenen Eindruck, und um es noch weiter zu vergleichen, es ist so ziemlich einerley mit dem Vergnügen, das uns ein wohlgesetztes und tiefsinnig gearbeitetes Musikstück verursacht, wo das Thema mit Wahl und Kunst bald

in den Griechischen Anthologien vorkommen, eine feine Empfindung, ein Compliment, ein Gleichniß, u. s. w.

Zum Muster stehe hier eines von einem Dichter, dem es vielleicht vor vielen geglückt ist, seine Gefühle in dieser Form auszusprechen, und der zu wenig in seinem Vaterlande gekannt ist — Herrn Carl Streckfuß.

Mein stilles Wesen, ohne Glanz und Prangen,
Spricht schüchtern nur sich aus in meinen Blicken.
Sie ruh'n auf dir mit himmlischem Entzücken,
Und sagen meine Lieb' und mein Verlangen.
Nur Ein Mahl — Ein Mahl möcht' ich dich umfangen,
Nur Ein Mahl dich an diesen Busen drücken!
O möchte Ein Mahl mich dein Arm umstricken,
Dein Mund im heißen Kuß' an meinem Wangen!

O möcht' ich Ein Mahl nur, von Wonne trunken,
Zur reinen Flamme süße Worte finden,
Gern wollt' ich dann im Grab mein Loos erfüllen.
So sagen dir des Auges viele Funken —
O möchtest du doch ihren Sinn ergründen!
Denn nimmer wagt mein Mund, ihn zu enthüllen.

Was anders, als die dreymahlige Wiederhohlung desselben Klanges in zweyerley Abwechselungen und der schnell auf einander folgende Schluß-

reim, der durch den weiblichen Ausgang mild und forttönend gleichsam ins Unendliche schwebt, geben der Stanze so viel Schönheit, Würde und Gewalt über das Gemüth? Wie auf Fittichen fühlt man sich von dem dreyfachen Reimpaare getragen, und eben so leicht und stark erhebt sich die Seele durch sie zu erhabenen Ideen, als sie lieblich gewiegt in schmeichelnden Gefühlen auf ihnen fortschwebt.

Unmöglich können zum Belege des hier Gesagten schönere Stanzen gewählt werden, als die von Göthe in seinen Geheimnissen; nur ist die Wahl schwer, und der Raum beschränkt. — So stehe denn hier die nächste beste:

Schon steht er sich dicht vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geschloßnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er steht und sinnt — und lispelt leise Worte
Der Andacht, die aus seinem Herzen quillt.
Er steht und sinnt, — was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt, und es verklingt das Läuten.

Wie angenehm beschäftigt uns in Stollbergs Romanze „die Büßende" die kunstreiche Stellung des oft wiederkehrenden Reimes!

Hört, ihr lieben Deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seyd,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich selbst nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken sollt ihr schauen,
Wie ein Ritter sonder Glimpf
Rächte seines Bettes Schimpf.

Schon die vier ersten Zeilen vergnügen das Ohr durch die Stellung der Reime, da zwey gleiche zwischen andern zwey gleichen eingeschaltet stehen. Die fünfte überrascht durch den nochmahls gehörten Anklang; — mit Erstaunen und hoher Lust vernehmen wir ihn in der sechsten Zeile wieder; und dann schließt die Strophe fest und bestimmt mit zwey männlichen Ausgängen. Dieser dreyfache Widerhall des zuerst gehörten bewegt uns sonderbar wie ein Echo in Gebirgen, das den bekannten Schall von Gipfel zu Gipfel, von Felsenwand zu Felsenwand schlägt, und den Hörer mit Verwunderung und Vergnügen erfüllt.

Nicht so volltönend und ernst, aber ganz einzig an Lieblichkeit und süßer Melodie ist der schwebende, überraschend wiederkehrende Reimwechsel in folgendem Beyspiele:

Ich trinke Frühlingsluft mit langen Zügen;
Zum Himmel fliegen möcht ich in die Räume
Der schönen Träume, wo die Götter thronen,
Mich an die Brust dem weichen Grase schmiegen,
Und liebend küssen alle jungen Keime,
Wo zarte Perlen frischen Thaues wohnen.
Dem Lenz mit Liebe lohnen
Möcht' ich sein liebend schönes, weiches Walten,
Und nie erkalten an des Lebens Eise;
Gern will ich enden diese Pilgerreise,
Seh' ich einst minder lieblich die Gestalten
Des grünen Hains, hör' ich der Quelle Kosen
Mit mind'rer Lust, erbleichen mir die Rosen

Die Büsche kosen mit den weichen Lüften;
Berauscht in Düften jubeln Nachtigallen,
Und Blüthen fallen taumelnd aus den Zweigen. —

Es ist wirklich Nachtigallengesang; und wie sie, auf Zweigen hier und dort sitzend, sich wechselweise antworten, und ihre süßen Laute in lieblichen Wiederhohlungen durch die Dämmerung des Hains flüstern, so hören wir in diesem lieblichen Gesange die süßen Reime bald dort bald da wiedertönen, und ein holder Zauber umfängt unsere Brust. Auch dieß Gedicht ist von Herrn Streckfuß, und steht in dem Musenalmanache für 1805, den er in Gesellschaft des Herrn Treitschke in Wien bey Degen heraus gegeben hat.

Ich glaube nicht, daß diese Auseinanderse-
tzung irgend jemanden, der Sinn für die zarte
Harmonie des Verses und Reimes hat, zu klein-
fügig und zu weit gesucht scheinen werde. Geben
wir auf uns selbst Acht, wenn wir ein glücklich
gereimtes Gedicht lesen hören, ob nicht dieß Wie-
derkehren der bekannten Töne, dieses Anklingen
dunkeler Erinnerungen, diese geheime Melodie,
die im Innersten unsers Wesens unaufhörlich fort-
tönt, indeß die lebhafteren Seelenkräfte sich be-
stimmt und anschauend mit dem Inhalte beschäfti-
gen, einen großen, einen wahrhaft zauberischen
Reiz über das Gedicht verbreiten. Und wenn wir
das fühlen, dann wollen wir die lyrischen Sylben-
maße der Griechen recht sehr ehren, und die Dich-
ter nicht minder, welche durch eine glückliche Nach-
ahmung derselben unsere kräftige Sprache erhoben,
bereicherten und veredelten, aber eben so dankbar
wollen wir jenen seyn, die durch Nachbildung der
lieblichsten aller Formen, der Italienischen, aus
dem starren, festen Felsen unserer Sprache Blu-
men hervor lockten, deren Möglichkeit vor fünf
und dreyßig Jahren niemand geahnet hatte, und
die, indem sie den Fels mit lieblicher Weichheit be-
kleiden, auch der glücklichen Dichter Haupt mit
unverwelklichen Kränzen schmücken.

Über die Corinne der Frau von Stael.

1807.

Die Corinne der Frau von Stael ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß vielleicht niemand, der nur einigen Anspruch auf Bildung macht, sowohl in Frankreich als Deutschland leben wird, der sie nicht gelesen hätte; und kein Journal existirt, das nicht ein Urtheil darüber enthielte. Nachdem also das lesende und kunstrichtende Publicum sich seit einigen Monathen in Lob und Tadel, schiefen und wahren Meinungen darüber erschöpft hat, wäre es eben so anmaßend als unnütz, über den Werth dieses Buches, als Buch, etwas zu sagen — dieses Buches, das kein noch so scharfes oder so hämisches Urtheil von dem hohen Standorte, den es mit Recht behauptet, wird herab-

ziehen, und mit dem unseligen Mittelgute vermengen können, das mit jeder Messe die Welt überschwemmt. Dieses leidige Mittelgut, das freylich weder Neid noch Tadel erregt, der ganzen Welt verständlich und angemessen ist, ist es eben, was man so gern zum Maßstabe alles literarischen und menschlichen Werthes machen möchte, mit dem man so gern eine Linie ziehen, alles, was darüber ist, für excentrisch und vom Bösen erklären, und das, was diese Linie mit leichter Mühe erreicht, für das Höchste und Beste gelten machen möchte.

Also kein Wort von dem Buche als Buch, als Product eines glänzenden Genies und höchst eigenthümlichen Charakters, der sich in jeder Ansicht und Bemerkung eigen und selbstständig ausspricht. Nur als Schriftstellerinn zur Schriftstellerinn, oder vielmehr als Frau zur Frau wünschte ich mit der Verfasserinn zu sprechen; und da das, was ich ihr zu sagen habe, mein ganzes Geschlecht betrifft, das so viel Recht hat, auf sie stolz zu seyn, so erlaube ich mir, es öffentlich und unter meinem Nahmen zu sagen. Von jeher waren mir anonyme Recensionen zuwider.

Mehr als die genialischen Kunstansichten, die die Corinne enthält, mehr als die tiefempfun-

denen Schilderungen des menschlichen Herzens, zog mich die Individualität der Verfasserinn an, und ich fühlte eine unwiderstehliche Neigung, mir durch die Zusammenstellung der Corinne und Delphine ein richtiges Bild von ihr und ihrer Denkweise, besonders in Rücksicht auf unser Geschlecht, zu entwerfen. Es kann keinem Weibe gleichgültig seyn, was eine der vorzüglichsten ihres Geschlechtes über den Werth und die Bestimmung ihrer Schwestern denkt; es kann es um so weniger in der jetzigen Zeit, wo man in so vielen Schriften boshafte und ungerechte Ausfälle auf jedes Weib findet, das neben der Sorge für Küche und Haushalt noch eine edlere Verwendung ihrer Kräfte kennt.

Delphine sowohl als Corinne sind vorzügliche Frauen, die sich weit über die meisten ihrer Schwestern erheben; sie stehen auf einem erhabenen Standorte, und sind doch von Seite des Herzens und seiner Schwächen so ganz weiblich und anziehend geschildert, daß man durch ihre Vorzüge nicht abgeschreckt wird, sie recht innig zu lieben. Aber nicht allein das Übergewicht des Geistes in Rücksicht der Bildung, sogar das Übergewicht der Festigkeit und Entschlossenheit ist in beyden Büchern auf Seite der Frauen. Delphine, so weich,

so liebevoll ihr Charakter ist, hat den Muth, sich über jedes Vorurtheil wegzusetzen, wenn der Zweck, den sie sich vorgesteckt hat, gut ist; sie hat die Kraft, nicht allein ihre Vortheile, sondern sogar — was oft sehr gute Menschen nicht vermögen — die öffentliche Meinung aufzuopfern, wenn es gilt, einem theuern Freunde wesentlich zu nützen, oder sonst ein würdiges Ziel zu erreichen, das in himmlischem Lichte vor ihrer Seele schwebt. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob sie recht oder vielmehr klug daran thut, — genug, es ist ein kräftiger Charakter, dem seine Stärke doch nichts an der Milde und Weichheit benimmt. Wie schwach steht dagegen Leonce neben ihr, er, der bey vieler körperlicher Tapferkeit und ritterlicher Tugend so gar keine Kraft des Gemüthes, keine Macht in sich hat, sich über die lächerlichsten Vorurtheile und das armselige Geklatsch der großen Welt, die so selten die edle Welt ist, hinaus zu setzen, der das Glück eines höchst liebenswürdigen Wesens, das sich ihm willenlos hingibt, seinem Götzen, dem Qu'en dira-t'on, schlachtet, und von seiner Mutter, der listigen Vernon, und einem falschen Scheine sich zur Heirath mit einer Andern, die er nicht lieben, nicht einmahl achten kann, hinreissen läßt!

Wir haben in der Corinne ein paar Charaktere,

die so ziemlich das Gegenstück der vorhin genannten abgeben können, die Heldinn des Buches, und ihren Geliebten, Lord Nelvil. Corinne, durch Geist, Phantasie, Talente, Schönheit und Edelmuth so hoch über die meisten Menschen — nicht allein über ihr Geschlecht, erhaben, tritt ganz aus den Schranken ihrer weiblichen Bestimmung. Die Verhältnisse, die Sitten des Landes, in dem sie lebt, erlauben ihr, eine Lebensweise zu ergreifen und fortzusetzen, die nicht bloß in England, die sie überall (Italien nach der Frau von Stael ausgenommen) dem gerechtesten Tadel aussetzen würde. Daß sie es in Italien thut, wirft einen mildernden Schleyer darüber; aber unwillkürlich fühlen wir uns geneigt, ihr, wenn sie zuerst auf dem Triumphwagen erscheint, und zuletzt, wo sie halb sterbend, noch eine Declamation ihrer Verse halten läßt, und den unglücklichen Nelvil sie anzuhören zwingt, eine zu große Eitelkeit, Gefallsucht — und Rachgier zuzuschreiben. Oswald, ihr gegenüber, zartfühlend, tapfer, menschenfreundlich, unterliegt einer beynahe an Aberglauben grenzenden Verehrung für das Andenken und den Willen seines verstorbenen Vaters, die ihn, wie eine fixe Idee, beherrscht, ihn dahin bringt, ein Mädchen zu heirathen, das er nur wenig liebt, sich von einer steifen,

etikettevollen Frau, der Lady Edgermond, zu diesem Schritte drängen zu lassen, und ohne Rücksicht das Glück eines sehr vorzüglichen Weibes, die ihn über Alles liebt, zu zerstören. So sind denn in beyden Romanen nur bey etwas veränderten Charakteren beynahe dieselben Verhältnisse und Verwickelungen. Delphine und Corinne — Leonce und Oswald — Frau von Vernon und Lady Edgermond, — Mathilde und Lucile stehen einander gegenüber; ja sogar die vorsichtige, weltkluge Frau von Artenas finden wir auf gewisse Weise durch die Edgermond wiedergegeben, die als Nationalrepräsentant der englischen Sitten anzusehen, und eben so Oswalds Schutzgeist bey der unüberlegten Wahl seines Herzens ist, wie dort Frau von Artenas Delphinen durch ihren klugen Rath vor manchem falschen Schritte zu bewahren sucht.

Weder Delphine noch Corinne würden — mich dünkt, das könnte man ohne Sehergabe prophezeihen — wenn das Schicksal ihre Wünsche erhört hätte, mit dem Manne ihrer Wahl glücklich gewesen seyn. Noch eher ließe sich von Delphinens weicherem Charakter ein kluges Fügen in häusliche und bürgerliche Verhältnisse erwarten, wie sie denn mit ihrem ersten Gatten Albemar ganz zufrieden gelebt hatte. Corinne aber war zu weit aus

der weiblichen Sphäre geschritten, um in irgend einen häuslichen Zirkel zu passen. Das fühlt sie in klaren Augenblicken selbst, und wünscht nicht, mit Oswald verheirathet zu werden. Aber auch Delphinens Lebensansichten sind zu sonderbar, um sie in der beschränkten Wirksamkeit des Weibes dau[illegible]rhaftes Glück genießen zu lassen.

Warum hat nun Frau von Stael schon zwey [illegible]ahl Frauen dargestellt, die durch höhere Geistes[illegible]ldung und einen kühneren Schwung des Charak[illegible]s gleichsam unfähig zu ihrer wahren Bestim[illegible]ng, zur Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten [illegible]worden sind, und sich dadurch von allem An[illegible]ch auf häusliches Glück ausgeschlossen haben? [illegible]rum ist der scharfe Contrast zwischen Corinnen u[illegible] ihrer Schwester Lucile aufgestellt, deren Einfa[illegible]heit an Einfalt, deren Schüchternheit an Blödig[illegible]eit grenzet, und die dennoch einen so vollständig[illegible]n Sieg über ihre glänzendere Schwester davon trä[illegible]t? Warum stehen die beyden Männer, Trotz ihr[illegible] übrigens schätzbaren Eigenschaften, so tief unter [illegible]en beyden Frauen? Und woher kommt endlich di[illegible]n die unendliche Liebe, die rücksichtlose Leidens[illegible]ft für Wesen, die ihnen keine wahre Achtung [illegible]flößen können? Sollte Frau von Stael wirklich [illegible]aben zeigen wollen, daß jede Erhebung des weib-

lichen Geistes über die allgemeinen Bedürfnisse der Küche der Handarbeit und Kinderstube als Wärterinn (denn zur Erziehung gehört etwas Höheres) gefährlich und ein Abweg sey, der uns unserem Glücke entführt? Sollte sie uns zu erkennen geben wollen, daß eine geistreiche Frau sich nur zu leicht auch über den Mann erhebe, und daß ihre Leidenschaft, die, Troß der Vernunft, noch immerfort in ihrer Brust für einen untergeordneten Gegenstand lebt, sie unglücklich machen müsse?

Es ist mir unmöglich, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, dieser Meinung beyzustimmen. Ich bin überzeugt, daß bey einer gehörigen Eintheilung der Zeit jedes Frauenzimmer Stunden genug finden würde, die sie der Ausbildung ihres Geistes widmen könnte, ohne auch nur Eine ihrer Berufspflichten zu vernachläßigen; ich bin ferner überzeugt, daß nicht sowohl die höhere Geistesbildung, schimmernde Talente und entschiedene Vorzüge, als vielmehr der verkehrte Gebrauch derselben das Weib ihrer wahren Bestimmung entführen. So bald alles, was wir lernen, üben, denken, dem höchsten Zwecke — nicht nur des Weibes, sondern des Menschen untergeordnet wird — dem Zwecke moralischer Veredelung; so bald das gebildetere Weib auch eben darum das bessere Weib, die

verständigere Hauswirthinn, die erfahrnere Erzieherinn, die treuere verläßlichere Freundinn des Mannes seyn wird: so werden alle Klagen über die falsche Richtung und die schädlichen Folgen der höheren Cultur des weiblichen Geschlechtes wegfallen.

Noch trauriger wäre es vielleicht, wenn diese Cultur das Verhältniß zwischen Mann und Weib stören müßte, wenn dann jene süßen Gefühle, von denen Frau von Stael selbst mit so viel Wärme spricht, für uns verloren gingen! Sie selbst sagt: Il „(Oswald) avoit pour elle ces soins protecteurs, qui font le plus doux lien de l'homme a la femme. Corinne n'etoit pas comme la plupart des femmes facilement effrayée par les dangers possibles d'une route; mais il lui etoit si doux de remarquer la sollicitude d'Oswald, qu'elle souhaitoit presque d'avoir peur a fin d'être rassurée par lui" (T. II. p. 60.) und späterhin: „Ah! ne faut il pas pardonner aux coeurs des femmes les regrets dechirants, qui s'attachent à ces jours, ou elles etoient aimées — ou a tous les momens elles se sentaient soutenues et protegées." Soll dieß Gefühl denn nur der körperlichen Stärke, dem physischen Schutze gelten? Soll das Weib den, der sie muthig vertheidigt, nicht auch mit inniger Achtung betrachten

können? Wird sie glücklich seyn, wenn sie, indeß er ihr den Arm leiht, ihre körperliche Schwäche zu unterstützen, ihm so oft ihren Kopf leihen muß, um seine geistige zu verbessern? Trauriges Loos des Weibes, wenn sie keine Wahl hätte, als zeitlebens in den engen Schranken der allgemeinen weiblichen Bildung zu bleiben, oder ihre Fortschritte mit dem Verluste ihres häuslichen Glückes und einem der süßesten Gefühle ihres Herzens zu erkaufen! Doch genug von diesem Gegenstand, über den sich weit mehr sagen ließe, als der Raum dieser Blätter gestattet. Ich erlaube mir zum Schlusse nur noch eine einzige Bemerkung.

Die Religion, als positives Gesetz, als Offenbarung, beschränkter und bestimmter als die natürliche Religion, die, wie ich glaube, nur sehr guten Menschen zum hinreichenden Grundsatz und Motiv ihrer Handlungen dienen kann, zeigt sich in der Delphine selten; und wo sie sich zeigt — in Mathildens Charakter, im Kloster der Frau von Ternan, bey Theresens Einkleidung, ist ihre Gestalt abschreckend, menschenfeindlich, gehässig, daß wir eher geneigt wären, sie zu verwünschen, als zu segnen. Freundlicher erscheint sie in der Corinne, unter einer glänzenden Au-

ßenfelte — aber leider mehr als Aberglaube! Corinne selbst, so aufgeklärt sie sonst denkt, trägt hier die Erbsünde ihres Landes; sie ist bigott, ohne religiös zu seyn, sie macht mit gewissenhafter Strenge die Ceremonien mit, ohne über ihren Werth oder Zweck nachgedacht zu haben, ohne Rührung, ohne bleibende Wirkung auf ihr Herz. Man erinnere sich hierbey an den Auftritt in der Peterskirche am Charfreytage, und überhaupt an die Schilderung dieser Feyerlichkeiten. Nur ein einziges Mahl auf dem Englischen Schiffe zeigt sich die Religion in einem würdigen Lichte; und diese unendlich schöne Stelle verfehlt auch gewiß ihres Eindrucks nicht auf jedes wahrfühlende, von keinen Vorurtheilen gegen das Christenthum eingenommene Herz. Warum hat nun Frau von Stael diesen mächtigen Ressort im menschlichen Herzen nicht öfter benutzt, oder vielmehr, warum hat sie ihn, dieß einzige Mahl ausgenommen, beynahe immer von einer widrigen Seite gezeigt?

Ich glaube nicht, mit meinen Fragen diese geistreiche Frau beleidigen, oder einen Zweifel über die wahre Achtung, die ihre Schriften mir für ihr Genie eingeflößt haben, erregen zu können, und so schließe ich mit leichterem Herzen, indem ich alles gesagt habe, was mir seit der Lesung der Corinne recht ernstlich angelegen hatte.

Die Tropfsteinhöhle in Blasenstein.

1 8 0 9.

In einem der schönen Almanache, die bey Herrn Degen heraus kamen, und welche nebst mehreren Reisebeschreibungen auch die mahlerische Reise durch Griechenland enthalten, befinden sich unter den vielen trefflichen Kupferstichen auch zwey Blätter, welche die berühmte Grotte auf Antiparos, einer der Inseln des Archipelagus, vorstellen. Ich erinnere mich, vor sehr vielen Jahren schon in einem auswärtigen Almanach eine sehr dichterische Beschreibung dieser Höhle gelesen zu haben. Die in dem dießjährigen Wiener-Taschenbuch ist freylich minder poetisch, und erfüllt das Gemüth nicht mit so erhabenen Bildern; dafür mag sie das Verdienst größerer Wahrheit und Genauigkeit haben. Auch enthält sie eine sehr deutliche Erklärung über die Entste-

hung der Stalactiten und Stalagmiten, welche die wunderbaren Decorationen dieser Höhle ausmachen.

Sehr lebhaft erinnerte mich diese Beschreibung an eine vaterländische Naturseltenheit, die aber, leider! wie so vieles, was wir eigen besitzen, entweder gar nicht beachtet, oder im Vergleiche mit den ausländischen Merkwürdigkeiten gering geschätzt wird, indessen andere Nationen sich ein angelegentliches Geschäft daraus machen, alles Gute, was sie besitzen, nach seinem wahren Gehalt, und oft noch darüber hinaus geltend zu machen, wie die Erfahrungen der neuesten Zeit beweisen.

Diese Naturseltenheit ist die Tropfsteinhöhle von Blasenstein, ungefähr eine Tagereise von hier, auf dem gräflich Palffy'schen Gute dieses Nahmens.

Wenn man auf den Feldern zwischen Wien und dem Kahlenberge spazieren geht, da, wo auf einer Seite mäßige Berge, mit Wäldern gekrönt und mit schönen Landhäusern geziert, sich über Weingärten und Kornfeldern erheben, die ihren langgestreckten Fuß bedecken und sich lieblich in die fruchtbare Ebene verlieren, und auf der andern Seite der vielarmige Strom langsam zwischen Auen und blühenden Gärten hinunter fließt, da begrenzt jenseit des Stromes und der Auenwelt eine Reihe blauer Hügel die Aussicht. Deutlich unterscheidet

man unter ihnen die runde Form des Haimburger Berges und den spitzen Schloßberg von Preßburg. Der letzte linker Hand, die letzte Höhe gegen die unabsehbare Fläche des Marchfeldes zu, ist der Berg, an welchem Blasenstein liegt; und daraus ist zu schliessen, wie gering die Entfernung von Wien, und wie sonderbar es eben darum ist, daß beynahe niemand auch nur eine Ahnung von der Existenz dieser Höhle hat.

Mich führte ein Zufall vor sechs oder sieben Jahren in jene Gegenden, und mit großer Gefälligkeit wurde mir die Höhle gezeigt. Da ich aber damahls nicht von fern den Vorsatz hatte, eine Beschreibung davon zu machen, so unterließ ich es gänzlich, mich nach topographischen oder mineralogischen Bestimmungen zu erkundigen, die mir vielleicht auch an Ort und Stelle wegen meines Mangels an Vorkenntnissen dieser Art wenig genutzt haben würden. Ich faßte bloß das Bild der Grotte sowohl als der ganzen Gegend auf, und jetzt erst, nach so langer Zeit, tritt es, durch jene Griechische Schwestergrotte geweckt, wieder aus dem Dunkel der Erinnerungen hervor, — halb verwischt, halb undeutlich, und folglich sehr unvollständig. Nur so vermag ich es wiederzugeben; und dieß sey zugleich meine Entschuldigung bey denen, welche in

ähnlichen Beschreibungen mit Recht größere Deutlichkeit und bestimmte Angaben fordern. Indessen, da mein Zweck kein anderer ist, als geschicktere und besser ausgerüstete Beobachter auf diese Naturseltenheit aufmerksam zu machen, so hoffe ich, für die Unvollständigkeit meiner Erzählung Nachsicht zu erhalten.

Der Weg nach Blasenstein — wenigstens der, den ich machte — geht durch's Marchfeld, bis an die Österreichische Grenze, den Fluß March, sodann auf Ungarischem Boden durch einige Dörfer, deren Nahmen mir nicht mehr gegenwärtig sind, nach dem gräflich Palffy'schen Schlosse Malatzka. Auffallend ist der tiefe äußerst feine Wellsand, der hier einen großen Theil des Bodens bedeckt, und in welchem nur eine dürftige Vegetation fortkommt. Vielleicht war diese ganze Strecke in wechselnden Zeiten das Bett der flachuferigen March, die sehr viele Verwüstungen anrichtet. Auch der angenehme, schattenreiche Park um das niedliche Schloß herum hat manche sandige Stellen, in welchen man nur mit Beschwerde gehen kann, und auf der Straße ging in einem sehr nassen, regenhaften Sommer das Rad an vielen Orten halb schuhtief im Sande. Man erzählte uns, daß in trockenen Jahren hier oft kaum fortzukommen sey, und besonders die

Winde, die den leichten Sand aufregen und mit sich fortführen, den Reisenden unendlich beschwerlich fallen.

Hinter Malatzka führt der Weg ungefähr drey Stunden lang durch einen ziemlich schönen Föhrenwald, der dem sandigen Boden gleichsam zum Trotze entsteigt, und den Wanderer in wohlthätigen Schatten nimmt. So wie man aus dem Föhrenwalde heraus ist, verliert sich nach und nach der Wellsand, diese traurige Spur ehemahliger Verwüstungen, und vor dem Blicke erhebt sich eine Kette von waldigen Hügeln, deren frisches Grün mit den freundlichen Dörfern, die an ihrem Fuß aus Büschen hervorschimmern, das Auge erquickt und das Herz öffnet, das so lang in der Einförmigkeit der Fläche keinen Gegenstand zur Beschäftigung fand. Hier liegen Berneck, Kuchel, Stampfen, lauter gräflich Palffy'sche Stammgüter, und in angenehmer Abwechselung geht diese Hügel- und Dörferkette bis nach Preßburg.

Blasenstein, am Fuße des letzten Hügels linker Hand besteht aus wenig Häusern, die sich zum Theil an den Rücken des Hügels lehnen, hinter welchem eine waldige Schlucht sich öffnet, und den Wanderer gleichsam in das Innere der lebendigen Bergwelt zu locken scheint. Schon in einiger Ent-

fernung zeigt sich das Haus des Gestüttdirectors; denn hier ist ein sehr ansehnliches Gestütte, das dem Grafen Palffy gehört. Viele hundert Füllen und Mutterpferde weiden in abgesonderten Hürden auf der weiten, grasigen Ebene, und in den Ställen bewahrt man die prächtigen Beschäler auf. Auch hierüber weiß ich nach so langer Zeit keine nähere Auskunft zu geben; nur das weiß ich noch, daß mir die ganze Anstalt sehr verständig eingerichtet, und in jedem Betrachte sehenswerth schien.

Hinter dem Hause des Directors erhebt sich nun der Berg, der in seinem Schooße die Tropfsteinhöhle birgt. Auf seiner Spitze liegt das alte Castell, das, so viel ich mich erinnere, nicht mehr bewohnt ist. Es sollen Tempelherrn hier gehauset haben. — Die Wahrheit dieser Behauptung mögen Geschichtskundige erörtern; nur zu gern bevölkert der romantische Sinn des unverdorbenen Menschen jede Ruine mit den Schatten der Vorwelt, und besonders mit den Schatten dieses geheimnißvollen, unglücklichen Ordens. Der Berg ist nicht hoch, ungefähr so wie der, welcher bey Mödling die Trümmer der alten Burg Mödling trägt, auch so kahl, und nur hier und da mit Nadelholz bewachsen. Am Fuße des Berges ist der Eingang in die Höhle. Was dem Ganzen zwar an Bequemlichkeit unendlich zusetzt,

aber an natürlichem Reiz und Zauber für die Phantasie nimmt, sind die Kunst, die Menschenhand, die hier überall sichtbar werden. Eine Thüre verschließt den Eingang, der Weg ist geebnet, sicher geht man zwischen seltsam geformten Massen von Tropfstein durch; nicht Fackeln, die Eine Parthie grell erleuchten, während sie die andere in schaurigeres Dunkel hüllen, und so eine Art von mystischer Erhellung hervor bringen, sondern kleine, in die Felsenwände eingepaßte Leuchter tragen Kerzen, und erhellen gleichmäßig, bequem und sehr deutlich die wunderbar geformten Gemächer und Abtheilungen der Höhle. Auf leichten Treppen steigt man in den über einander liegenden Grotten auf und nieder, und kann sehr gemächlich hier alle Spiele der Natur bewundern.

Nach den verschiedenen Formen, in welchen hier die Stalacktiten und Stalagmiten sich entweder zu Säulen und luftigen Pfeilern verbinden, oder umgestürzten Trümmern von alten Gebäuden gleichen, oder, umgekehrten Pyramiden ähnlich, von den Decken der Gewölbe in kühnen Massen herab hängen, hat die schöpferische Einbildungskraft die verschiedenen Gemächer benannt; und man findet wirklich bald flüchtigere, bald treffendere Ähnlichkeiten zwischen der Naturscene und dem Nahmen,

den man ihr beylegte. Es ist hier eine Capelle, ein Saal u. s. w. und in der ersten auch ein Altar.

Es ist, sage ich! — es war, ist der eigentliche Ausdruck; denn in der langen Zeit von sieben bis acht Jahren sind gewiß hier große Veränderungen vorgegangen. Eine solche Tropfsteinhöhle ist im Kleinen ein Bild der schaffenden und zerstörenden Natur im Großen. Stets erzeugt sie Neues; das Alte stürzt ein, und seine Trümmer bilden neue Schöpfungen. An jeder Pyramide von seltsam geformtem, halb durchsichtigem, grauweißem Kalksteine, wie sie da von den Decken der Gewölber herab strotzen, hängt noch ein feuchter, beweglicher Tropfen; er sickert entweder ein, und sein Verdünsten setzt der oberen Pyramide (dem Stalactiten) etwas zu, oder er fällt herab — in welcher Richtung es nun seyn mag — und bildet sich zum Stalagmiten, der aus unzähligen solchen herab gefallenen und unten vertrockneten Tropfen aufgebaut, in wunderbaren Gestalten empor steigt, um sich entweder mit dem Stalactiten zur Säule zu vereinigen, oder wie kleine Gletscherspitzen vom Boden empor zu starren. Endlich wird die obere Pyramide zu schwer; sie stürzt herab und zerschlägt das emporstrebende Geschlecht, das sich von unten zu ihr hinauf heben wollte, oder die allzukühnen ein-

vor ragenden Stalagmiten fallen um. Und auf alle diese zusammengestürzten Ruinen tropfen neue bildende Flüssigkeiten herab, und es wird eine neue Gestaltung der Dinge daraus.

So geht es in's Unendliche fort; und diese Ansicht des ewig währenden Bildens und Schaffens, dieses Belauschen der Natur in ihrer geheimen Werkstätte ist, wie mich damahls dünkte, einer der größten Reize, den die Betrachtung einer solchen Höhle gewährt, wenigstens für den, der, wie ich, keine naturhistorischen Untersuchungen anzustellen, sondern sich nur dem Eindrucke, den das Ganze auf sein Gemüth macht, hinzugeben vermag.

Die Höhle soll sechzig Klafter tief seyn. Ein Hirtenknabe, der auf dem Berge seine Herde hüthete, ließ von ungefähr einen Stein in ein Loch, das er vor sich sah, fallen. — Der Stein fiel tief; der Knabe horchte, er hörte das Geräusch noch lange, und theilte seine sonderbare Entdeckung mit. Man wurde aufmerksam, suchte nach, und fand endlich diese Grotte, die allem Anscheine nach beynahe das ganze Innere des Berges einnimmt.

Das ist nun alles, was ich von dieser Grotte zu sagen weiß; aber ich würde mich freuen, wenn diese einfache, und, wie ich wohl fühle, sehr mangelhafte Erzählung einen Naturforscher veranlassen

möchte, zweckmäßige und gründliche Untersuchungen darüber anzustellen, oder einen Freund der Natur bestimmte, diese Gegend, die schon an und für sich freundliche Reize hat, zu besuchen, und so eine Naturseltenheit unsers Vaterlandes, und eine schöne, gemeinnützige Anstalt, die Stütterey, bekannter zu machen.

Maria Zell.

1811.

Eine wohlthätige Stimmung, durch die Zeitum-
stände erzeugt oder wenigstens genährt, ruft seit
einiger Zeit die Aufmerksamkeit unserer Landsleu-
te von der Bewunderung des Auslandes zurück,
führt sie mit sanfter Hand in's Eigenthum, lehrt
sie betrachten, was sie besitzen, und schätzen und
lieben, was die Vorsicht ihnen reichlich geschenkt
hat. Bessere, kräftigere Geister weisen uns mit
stolzem Muth auf eben diese Bahn, auf der sie be-
reits glänzend voran schreiten. Vaterland und va-
terländische Schätze werden uns bekannter, und
die Gegenden, in welchen unsere schönsten Tage,
die Tage der Kindheit, verflossen sind, uns nun
auch in anderen Beziehungen theuer. Schon ist in

geschichtlicher, naturhistorischer und geographischer Hinsicht sehr vieles gethan worden, schon knüpfen sich an die Burgen, Städte, Schlachtfelder des Vaterlandes geschichtliche Erinnerungen, schon sprechen unsere Pflanzen, Gebirge und Naturscenen, von gefühlvollen Reisenden und Naturforschern beschrieben, uns lebhaft an. Alles bekommt Bedeutung und Beziehung. Nicht mehr so achtlos, wie sonst, geht der Österreicher durch die Segensfülle hin, mit welcher eine unerschöpflich reiche Natur sein Land geschmückt hat, und erwirbt sich die Achtung des Auslandes, weil er sich selbst achten gelernt hat.

Auch unsere schönen Gegenden, der mannigfaltige Reiz, der das Land in lieblicher Abwechselung von Gebirgen und Flächen ziert, werden seit einigen Jahren betrachtet. Häufige Reisen, besonders zu Fuß, fangen an, zu den feineren Vergnügungen gebildeter Menschen zu gehören. Zeichner und Mahler reisen umher, und kommen mit schönen Landschaften bereichert zurück, die in denen, welche diese Gegenden nicht kennen, die Lust erwecken, sie ebenfalls zu sehen, und bey jenen, welche sie gesehen haben, angenehme Erinnerungen zurück rufen. Vielleicht ist unter den kleineren Reisen, die man zu Wagen in dem kurzen Zeit-

raume von fünf oder sechs Tagen zurück legen kann, keine, welche so vielfache Abwechselung an sehenswürdigen Gegenständen, so schöne, das Gemüth ansprechende Ansichten darböthe, als die Reise von Wien nach dem bekannten Wallfahrtsorte Maria Zell in Steyermark. Zwar besitzen wir schon in den Zeichnungen auf einer Reise von Wien bis Triest (ich schreibe den Titel aus dem Gedächtnisse) eine sehr anziehende Beschreibung dieses Weges; aber erstens ist jenes kleine Buch bey weiten nicht so bekannt, als es zu seyn verdiente, und zweytens kann jede individuelle Ansicht, mit Treue und Wärme aufgefaßt, doch auch, wenigstens durch Zusammenstellung, einigen Werth haben. In dieser Zuversicht unternehme ich es, die Reise von Wien nach Maria Zell für das Taschenbuch *) zu beschreiben. Vielleicht erregt sie hier oder dort den Wunsch, diese reizenden Gegenden zu sehen und ihre Vorzüge kennen zu lernen.

Der schönere Weg geht nicht der Poststraße nach über St. Pölten, sondern über Mödling, Heiligenkreuz, u. s. w., jene Straße, welche die

*) Des Herrn von Sartori.

Pilger von Wien bey der großen Procession am Maria Heimsuchungstage nehmen. Bald verläßt man die einförmige Fläche, und dicht hinter Mödling nimmt ein enger Felsenpaß den Wanderer auf. Rechts hinüber, von der Fläche aus sichtbar, liegt die alte Feste Lichtenstein; links schauen in die Thalschlucht selbst die wenigen Überreste einer noch viel älteren Ruine, der Burg Mödling, herab, wo einst österreichische Herzoge vom Babenbergischen Stamme gewohnt haben sollen. Diesen Felsenpaß sowohl, als das darauf folgende lachende Thal, den Brühl, mit Wiesen, Wäldern und artigen Landhäusern wechselnd, zu beschreiben, würde überflüßig seyn. Jeder Bewohner Wiens kennt sie; und im Allgemeinen sind sie dennoch nicht so bedeutend, um eine besondere Erwähnung zu verdienen.

Das Anziehendste sind die Anlagen, die der regierende Fürst Johann von Lichtenstein in dieser Gegend, die zum Theile seinen Nahmen trägt, angefangen hat. Breite schöne Straßen verbinden die Feste Lichtenstein, die Burg Mödling und ein Monument, welches der Fürst den gefallenen österreichischen Helden in den Schlachten bey Aspern und Wagram hat errichten lassen, und das auf dem Gipfel des höchsten waldigen

Berges, in dem Brühl weit herum sichtbar, steht, miteinander, und machen die ganze Gegend umher zu einem großen Park, dessen Parthien nicht mühsam angelegte Häuschen, Tempelchen u. s. w., sondern wahre Überbleibsel der Vorwelt, in Trümmern zerfallene Burgen und giganteske Gebäude sind.

So wie man den Brühl verläßt, vertiefen sich die Thäler, die Berge (wenn man auf dem Wege nach Maria Zell diese Hügel so nennen darf) werden höher, die Ansichten interessanter. Heiligenkreuz, eine Cisterzienserabtey, die man nach anderthalb oder zwey Stunden erreicht, liegt nicht schön. Ein schmales, nicht tiefes Thal, von grasigen Hügeln umgeben, umschließt das Stift und das Dorf, zu wenig wild, um dieser engen Begrenzung einen romantischen Charakter zu geben, und doch zu drückend, um freundliche Bilder zu gewähren. Im Stifte selbst werden ein großer Kreuzpartikel und der bleyerne Springbrunnen als Merkwürdigkeiten gezeigt. Wichtiger ist, daß Friedrich der Streitbare, der letzte Herzog von Österreich aus dem Babenbergischen Stamme, hier begraben liegt. Das vaterländische Taschenbuch für 1811 enthält seine Lebensgeschichte, von Meisterhand entworfen; und es wäre daher

überflüssig, hier noch etwas über diesen heldenmüthigen Fürsten zu sagen. Ewig zu bedauern bleibt, daß seine Statue, in Lebensgröße auf dem Grabsteine ruhend, bey den Einfällen der Türken ganz verstümmelt und entstellt worden ist.

Von Heiligenkreuz über Alland bis zum Hafnerberg geht der Weg bald durch engere bald durch weiter gedehnte fruchtbare Thäler, mit waldigen Hügeln begrenzt. Auf dem Gipfel des Hafnerberges steht eine niedliche Kirche, deren weiße Mauern vor dem dunkeln Hintergrunde des Waldes schon von weiten die Blicke auf sich ziehen. Wenn der Gipfel erreicht ist, senket sich die Straße im Zickzack sanft den Berg hinab. Sie ist erst vor zehn Jahren vom Kaiser Franz angelegt worden. An manchen Orten mußte sie untermauert, an manchen in den Felsen gesprengt werden, um ihr die erforderliche Breite und Festigkeit zu geben. Am Fuße des Hafnerberges liegt der Flecken Altenmarkt. Hier hält man gewöhnlich an, um zu speisen, indessen die Pferde gefüttert werden.

Nach dem Essen geht der Weg durch immer schönere Gegenden bis zu dem niedlichen Markte Hainfelden. Man kommt hier meistens schon gegen Abend an. Die Sonne sinkt hinter wal-



digen Bergen hinab, die Wiesen kleidet tieferes Grün, der Gelsenbach begleitet und durchschneidet zuweilen die einsame Straße. Immer höhere Berge steigen bey jeder Wendung derselben empor — allmählich wird es dämmernd; einzelne Landleute kehren mit dem Pfluge vom Felde zurück, in den Hütten entglimmen Lichter, hier und dort lodert durch die Dämmerung das Feuer vom häuslichen Herd. Am tiefen Blau des Himmels treten einzelne Sterne hervor, und nur die Spitzen der Berge zeichnen sich noch deutlich in der helleren Luft, in welcher der letzte Wiederschein des Tages glänzt.

So fährt man still durch die stille Nacht; immer enger wird das Thal, immer steiler die Berge zu beyden Seiten. Jetzt hat man den Punkt erreicht, wo die Wallfahrtsstraße sich mit der Poststraße vereinigt, und nun rauscht auf einmahl, statt des flach ausgegossenen Baches, die wilde Traisen durch die Finsterniß neben dem Wagen her. Man ist tief in engen Waldthälern eingeschlossen. Der Nachtwind sauset geheimnißvoll durch die Bäume, die Sterne des Himmels spiegeln sich in den Fluthen der Traisen, und unzählig verstreut, hier am Wege, und dort im nächtlichen Gebüsche, flimmert des Feuerwurms grünliches Licht, bald beweglich

durch die Dunkelheit schwebend, bald das Gras umher mit stillem Glanze bestrahlend.

Der weißliche Schein von Mauern zeigt endlich, daß man sich einem bewohnten Orte nahe; das laute Brausen des Wassers über Räder und Wehren, das Pochen der Hämmer verkünden die Nähe von Eisenwerken.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Tacte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam vor den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Schiller.

Es ist Lilienfeld und die Gewehrfabrik, deren zahlreiche Gebäude bereits eine Art von Dorf ausmachen. Man fährt mitten durch. Nun erheben sich, halb sichtbar durch die Dunkelheit, die großen Massen des Cisterzienser-Stiftes Lilienfeld, das im vergangenen Herbste ein Raub der Flammen geworden ist. Aber hier ist dem Wanderer nicht bestimmt zu bleiben, und der Weg geht durch ein zu dem Stifte gehöriges Gebäude durch, und man

fährt auf's neue zwischen Bergen und Wäldern an dem Ufer der Traisen fort bis zu dem einsamen Wirthshause, Am Steg genannt, das eine starke Viertelstunde vom Kloster in einem engen, aber höchst lieblichen Thale liegt. Hier findet man ein freundliches Haus, reinliche Zimmer und Betten und sehr ordentliche Kost. *) Das Geräusch der Traisen, die wenige Schritte vom Hause vorbey strömt, das Sausen des Windes im nahen Walde wiegen in sanften Schlummer.

Am Morgen ist die Scene verwandelt. Heller Sonnenschein zeigt die Reize des schönen Thales; der erste Blick fällt auf grün bekleidete Berge, wo sonnige Wiesen und reiche Wälder wechseln. Balsamische Luft weht von da herüber; man fühlt sich zu regerem Leben erwacht, und mit froher Erwartung noch höherer Freuden setzt man die Reise fort.

Wenn es die Zeit gestattet, bleibt man auch wohl einen Tag hier, und besieht die Merkwürdigkeiten des Stiftes, die Kirche, das alte Dormitorium, wo im dreyzehnten Jahrhunderte, nachdem Herzog Leopold vom Babenbergischen Stamme es

*) Diese Bemerkung paßt jetzt nicht mehr, denn jenes Wirthshaus ist ganz herabgekommen.

gestiftet hätte, die ersten Mönche noch alle zusammen in dem hallenden langen Saale schliefen, bis die Strenge des Winters in den Waldgebirgen sie belehrte, daß hier nicht der milde Himmel des südlichen Frankreichs walte. Auch die Gewehrfabrik ist sehenswerth; und überhaupt geht hier leicht ein schön genossener Tag zwischen Betrachtungen und Spazierengehen hin.

Am Morgen der Abreise wird früh aufgestanden. Noch ist die Sonne nicht im Thale erschienen, obwohl die Spitzen der Berge schon von ihren Strahlen vergoldet sind. Nebelschleyer heben sich aus den tiefen Thälern, und ziehen, vom Morgenhauche getragen, an den schwarzen Wäldern hinauf, zerfließen auf den Gipfeln der Berge in unsichtbaren Duft, oder bilden kleine Wölkchen, die leicht durch die tiefblaue Luft segeln. Man fährt ab; feuchtkalt weht es aus den schattigen Thälern her, aus welchen noch kein Sonnenstrahl die Nachtkühle verscheucht hat. Gern hüllt man sich in schützende Gewänder, und schaudert doch immer fort. Endlich steigt die Sonne empor; sie erscheint auf den Gipfeln der Berge. Mild und belebend fällt ihr goldenes Licht in das verschlossene Thal, und schimmernd mit tausend Tropfen, die an den zarten Halmen schwanken, liegen die Waldwiesen vor

uns. Die Sonne trinkt den Thau auf, und wie leichter Rauch schwebt es nun über dem Grase, wie der Rauch eines Morgenopfers, mit dem die still-feyernde Natur den Schöpfer ehrt.

Immerfort am Ufer des Waldstroms, der uns den Weg in die hohen Gebirge weiset, aus denen er kommt, wendet sich die bequeme Straße durch mannigfaltig gekrümmte Thäler, die bald hell im Sonnenscheine strahlen, bald mehr als zur Hälfte von himmelnahen Felsen beschattet sind. An Einem Orte steigt der Weg am Abhange eines Berges durch Tannenschatten empor; tief unten durch die Bäume, die den Abhang begleiten, sieht man den Waldbach dahin strömen, bis der Weg sich wieder senkt und gemächlich am Ufer fortläuft.

Türnitz ist nun der nächste Ort, ein freundlicher Flecken, in einem rings begrünten engen Thale. Indessen den Pferden Heu gegeben wird, umringen Frauen mit allerley niedlicher Drechslerwaare den Wagen; sie biethen Strickröhrchen, Nadelbüchschen, Tobaksdosen, Bonbonieren, alles zierlich aus wohlriechendem Wachholderholze geformt, auch Rosenkränze und Heiligenbilder, die uns zuerst erinnern, auf welchem Wege wir uns befinden, zum Kaufe an.

Gern nimmt man diese artigen Kleinigkeiten,

die meistens sehr wohlfeil sind, und denkt dabey an seine Freunde; denn es ist Sitte, jedem Hausgenossen und jedem wertheren Freunde etwas von Maria Zell, oder wenigstens von der Reise dahin, mitzubringen. Über dieß ist noch im Anfange des Fleckens ein Drahtzug angelegt, den man besehen, und, während die Pferde sich erhohlen, die Zeit recht angenehm zubringen kann.

Drey Viertelstunden hinter Türnitz ungefähr werden die Felsen kahler, schroffer. Es öffnet sich ein schmales Thal, durch welches der Bach strömt; und auf seinen beyden Ufern liegen eine Menge netter Häuser und Häuschen, wie ein zerstreuetes Dorf. Das ist die Glasfabrik. Am überraschendsten schien mir jederzeit der dem schönen Wohnhause gegen über liegende Garten. Auf einer Anhöhe, halb in die Felsen gehauen, laufen schmale Gänge mit Blumenbeeten und Pfirsichbäumen hin, und in dem der Mittagssonne geöffneten Treibhause prangen hier, mitten im Gebirge, am Fuße der Alpen, manche Blumen der milderen Zonen. Es lohnt der Mühe, hier abzusteigen, und die Fabrik zu besehen, das Schmelzen in der vulkanischen Gluth des Ofens, in die man nicht hinein zu sehen im Stande ist, die Behandlung des flüssig glühenden Glases, wie eines dehnbaren Teiges, das

Biegen in Formen, und endlich, wenn das Glas fertig ist, alle die Vorrichtungen, um es zu schmücken, indem es geschliffen, geschnitten, oder brillantirt wird.

Eine Stunde hinter der Glasfabrik schließt sich auf einmahl das Thal. Kein Ausweg erscheint — aber senkrecht steht der himmelnahe Annaberg vor uns; und obwohl er bis zum Gipfel mit Feldern, Büschen und Wiesen begrünt ist, faßt den Wanderer doch eine Art von Grauen, wenn er bedenkt, daß nur über ihn der Weg fortführen kann.

Nicht leicht wird der Contrast des friedsamen Dörfchens auf dieser schwindelnden Höhe und der Gedanke, zu ihm empor klimmen zu müssen, seine Wirkung auf das Gemüth des Reisenden verfehlen. Mit einer seltsam gespannten Stimmung betritt man den Fuß des Berges. Hier hält unter einem Strohdache die Vorspann, deren man bedarf, um diesen und die folgenden Berge zu befahren. Meisten Theils werden die eigenen Pferde ausgespannt, und gemächlich vom Kutscher über die Berge geführt oder geritten, und man fährt mit den fremden, die des Bergsteigens besser gewohnt sind. Um die Schönheiten dieses Theiles der Reise zu genießen, muß man aber den Wagen verlassen, und zu Fuße den Berg empor klimmen.

Auch hier, wie so manches Mahl im menschlichen Leben, verschwindet die gefürchtete Beschwerlichkeit bey genauerer Kenntniß, und man sieht, daß man sich von einer Idee hat schrecken lassen, der die Wirklichkeit nicht entspricht.

In weiten Krümmungen, langsam und gemächlich, schwingt sich der Weg um den Berg herum. Zuerst begleiten uns an beyden Seiten Häuserreihen, die nach und nach einzeln werden, und endlich ganz aufhören.

Üppige Kornfelder wallen, von einem frischen Bergwinde durchschauert, am Abhange hinab. Links umfangen uns die willkommenen Schatten eines reichen Waldes; — man steigt fröhlich aufwärts, bleibt athmend stehen und sieht mit Lust auf den zurück gelegten Weg und die Gegend umher, auf die Wohnsitze der Menschen, die da unten so klein und unscheinbar liegen, auf die wallenden Saaten und auf die gegen über stehenden Berge, wo lebendige Hecken die Wiesen und Felder einfriedigen, und so den ganzen grünen Rücken wie in Gartenbeete theilen. Ungefähr in der Mitte des Weges im kühlesten Schatten rauscht ein heller Bergquell aus einem Stein am Wege hervor; die schönsten, seltsamsten Blumen, die der Flächenbewohner nicht kennt, umduften seine klare

Fluth. Hier ruht man eine Weile im Genuße dieser hohen, schönen Natur, noch schöner durch die Einsamkeit und hehre Stille, die uns umgeben.

Die Sonne steht hoch am Mittage, wenn man am Fuße des Annabergs ankommt. Es ist Sommer, gewöhnlich Julius oder August — die bequemste Zeit zu Gebirgsreisen — und man muß den größten Theil des Weges in der offenen Sonne machen, da der Wald die Straße nicht überall begleitet. Dennoch fühlt man keine Ermüdung. Leicht und belebend wirkt die reine Gebirgsluft. Hier, erhoben über den Qualm und Dampf der niederen Atmosphäre, in besseren Regionen, scheint auch die Last des Körpers weniger zu drücken, der freye Geist seine Fesseln weniger zu fühlen. Man steigt rasch empor; und wenn auch der Sonnenstrahl die Wangen brennt und Schweiß die Stirne decket, so reicht das Fächeln des stärkenden Windes hin, diese vorübergehende Gluth zu kühlen.

Eben verkündet die Glocke der kleinen Capelle auf dem Berggipfel die Mittagsstunde, wenn man das Dörfchen erreicht, und so, wie man nun den langen Weg zurück gelegt und den himmelnahen Berg erstiegen hat, der, wie man glaubt, der höchste rund umher seyn muß, siehe! so erhebt sich hinter ihm die kahle, seitwärts gebogene Spitze des

noch viel höheren Ötschers, und man sieht sich mitten in der Alpenwelt.

Hier auf dem Annaberge wird Mittag gemacht. Frische Erdbeeren, kaum blühendes Korn mitten im Julius, Haferfelder, die bey Weitem nicht alle Jahre reif werden, zeigen uns, daß wir uns in einem von der Fläche sehr verschiedenen Klima befinden; aber selbst diese Verschiedenheit hat einen geheimen Reiz. Eine seltsame Stille und Ruhe verbreitet sich durch das betrachtende Gemüth. Man fühlt sich über die Sorgen und Mühen der Erde erhoben; die ewigen Felsen, die ernste Natur, alle diese großen Gegenstände sprechen uns mächtig an — der Mensch und sein Treiben und Schaffen verschwinden davor in kleinliche Unbedeutenheit, und man denkt es sich möglich, hier mit Vergnügen leben zu können, so rauh und einsam es auch ist.

Nach Tische geht der Weg über den Joachims-, Josephs- und Sebastiansberg *). Der mittlere ist der höchste; auf seinem Gipfel findet man seine

*) Seit dieß geschrieben worden, ist hier der Lassing-Fall bekannt worden, und diese Merkwürdigkeit auf dem Wege nach Maria Zell einzuschalten.

Pferde wieder, und sendet die Vorspann zurück. So hoch er indessen auch ist, so mahlerisch ein fruchtbares Thal sich beym Herabsteigen vor den Blicken verbreitet, gleicht er doch an seltsamen Reiz und überraschender Wirkung bey Weitem nicht dem Annaberge. Es ist eine gewöhnliche, sehr bequeme Bergstraße, die meistens im Schatten eines Tannenwaldes bis an den Gipfel führt, und manche hübsche Ansichten darbiethet. Auf seinem Gipfel, wie auf dem der beyden übrigen Berge, stehen kleine Capellen, und nun breitet sich ein langes, fruchtbares Thal vor uns aus. Hier ist an einem kleinen Flüßchen die Grenze zwischen Österreich und Steyermark.

Allmählich sinkt die Sonne gegen das Gebirge. Seltsam gruppiren sich rings herum die ungeheuren Felsenmassen; das Thal, durch welches die Straße läuft, und aus dem man zu himmelnahen Gipfeln empor blickt, ist selbst nur ein breiter Bergrücken gegen die tiefen Thäler, die sich hier rechter Hand hinab senken. Hinter einer Menge kleinerer Felsenzacken ragt der Riesengipfel des Ötschers hervor. Ein ruhiges, goldenes Licht bekleidet die ganze Gegend, eine feyerliche Stille der Erwartung schwellt unsere Brust. Auf einmahl schimmern uns vom Abhange eines Berges ein blinkender Thurm

und eine große, majestätische Kirche im Abendgolde entgegen; das ist Maria Zell.

Die Straße läuft eben hin, obwohl noch am Orte selbst sich tiefe Thäler hinab senken, aus denen wieder einzelne Hügel empor ragen. Hinter der Kirche steigen die Berge rings um empor, und schließen den Gnadenort und das ganze freundliche Thal in ihren Schooß. Artige Häuser reihen sich zu beyden Seiten der Straße hin; der Marktflecken ist gut gebaut, und sieht sehr freundlich von der Höhe herab ins Thal.

Über ihm, und von allen Seiten sichtbar, steht die Kirche da, der Haupt- und Zielpunct der ganzen Reise und der Gegend weit umher. Was auch immer des Wanderers Ansichten und Glaube seyn mögen, so dünkt mich, könne sich doch kein fühlendes Gemüth ohne besondere Empfindungen einem Orte nähern, der seit vielen Jahrhunderten der Gegenstand heiliger Verehrung, kindlichen Vertrauens und gläubiger Hoffnung war, wo Viele Trost gesucht, und Viele ihn gefunden haben.

Mit ernsten Betrachtungen betritt man den weiten Vorhof, der die Kirche umschließt. Die Bauart derselben scheint mir nicht vorzüglich; sie macht wenigstens von außen keinen weder großen noch angenehmen Eindruck, ist nicht recht modern und doch

nicht Gothisch, nicht in Italiänischem, nicht in irgend einem anderen schönen Style. Das Thor ist ganz alt, mit dünnen Gothischen Säulen in einem Halbzirkel vertieft, wie gewöhnlich die Eingänge sehr alter Kirchen; und eben so alte Basreliefs über demselben stellen die Wirkungen des Gnadenbildes in wunderbaren Heilungen u. s. w. dar. Zu beyden Seiten stehen die zwey ziemlich neuen Statuen der beyden Fürsten, Heinrich von Mähren und Ludwig von Ungarn, der ersten Finder und Stifter dieser Kirche. Inschriften am Fußgestelle belehren über ihre Schicksale.

Es ist Abend, wenn man nach Maria Zell kommt; die Dämmerung fängt an, aus den Thälern empor zu steigen. Auf dem Platze vor der Kirche selbst ist es noch ziemlich hell, in der Kirche aber herrscht bereits tiefes Dunkel; und mitten in diesem Dunkel, das uns umfängt, bricht ein helles, blendendes Licht aus der kleinen Capelle in der Mitte der Kirche, wo das Marienbild, von schimmerndem Gold und unzähligen Lichtern umgeben, wie auf einem Sitze der Herrlichkeit thront.

Am andern Morgen, der gewöhnlich der Andacht gewidmet ist, besieht man die Schatzkammer und die wenigen Merkwürdigkeiten des Ortes. Rund um die Kirche ist eine Art Messe. In unzähligen

Buden werden hier alle Bedürfnisse eines Wallfahrtsortes, Rosenkränze, Heiligenbilder, Rauchwerk, Gebethbücher, aber auch Türnitzer Drechslerarbeiten und kleines Spielzeug verkauft. Sonderbar ist es, daß von jeder Art Waaren mehrere Buden da sind, in denen genau dasselbe verkauft wird, so daß von einer Wahl gar nicht die Rede ist.

Spaziergänge sind sehr schöne um den Markt herum; einer der schönsten ist der an dem Erlaphsee, ungefähr drey Viertelstunden von Zell, der durch einen nicht sehr dichten Wald, wo Erdbeeren und fremdartige Blumen Wohlgeruch verhauchen, in ein einsames Thal führt, dessen Tiefe der Spiegel eines klaren Sees ausfüllt. Mitten durch die dunkelgrünen Wellen zieht sich der silberstrahlende Strom der Erlaph, und man nimmt deutlich seine Strömung durch die ruhigere Fluth des Sees wahr. An seinem Ende ist eine Fischerhütte, wo man gute frische Milch bekommt, und, auf duftende Wiesen gelagert, den stillen Wasserspiegel, die umgrenzenden Berge mit ihren Wäldern und den Abendhimmel, der in seiner Tiefe zittert, sehen kann.

Die gewöhnliche Weise der Reisenden ist aber, Nachmittags in's Gußhaus zu fahren. Der Weg führt über den hohen Berg, auf dem Zell liegt, hinab durch das enge Waldthal, aus dem der run-

de, buschige Hügel hervor ragt, der auf seiner Spitze die Simons- oder Sigmunds-Capelle trägt. Es lohnt der Mühe, auch diese Fahrt zu machen; denn sowohl der Weg durch das Thal als auch das Gußwerk, wo Kanonen, Kugeln, große Kessel u. s. w., und jetzt auch allerley kleine Basreliefs und Geräthschaften von Eisen gegossen werden, sind sehenswerth. Überhaupt aber biethen die Umgebungen dieser wildschönen Örter Stoff genug dar, um hier zwey und mehr Tage, wenn man sich länger aufhalten kann, angenehme Beschäftigung und Genuß zu finden.

Die Rückreise kann man der Abwechselung wegen auf einem anderen Wege machen. Es führt nähmlich eine zweyte Straße von Zell über den Höllenseigriegel und Hohenberg nach Lilienfeld. Sie ist kürzer, und hat nur Einen Berg, der aber seinen furchtbaren Nahmen wohl verdient, denn der Weg geht immer am steilen Abhange hin. Rechts steigen meist kahle Felsen empor, links senket sich eine jähe Tiefe, in welcher die Salza sich mit wildem Geräusche durch Sträuche und Felsentrümmer einen Weg bahnt. Hier müssen am Fuße die Pferde ausgespannt, und Ochsen vorgelegt werden, weil der Weg schlecht, und wegen der vielen

Felsenplatten, die der Regen auf dem jähen Abhange leicht entblößt, für Pferde nicht sicher genug ist. Hat man aber einmahl den Gipfel erreicht, dann senket sich der Weg sehr gemach durch lauter Wälder und liebliche Schatten bis tief in's Thal, wo das kleine Dörfchen St. Ägidii liegt. Etwas seltsam sind die Felsenmassen, die man bey'm Herabsteigen über den Höllenseigriegel von allen Seiten auf den Gipfeln der Berge erblickt, und die so täuschend Ruinen von zerfallenen Schlössern gleichen, daß man Mühe hat, sich zu überreden, man sehe hier kein zerstörtes Menschenwerk, sondern ein sonderbares Spiel der Natur vor sich.

Nach einem Wege von einer Stunde kommt man in ein liebliches Thal, das ein klarer Bach durchströmt. Rechts tritt aus der Bergreihe ein hoher, rings umher mit Wald bewachsener Berg hervor, auf dessen Spitze man ein zerfallenes Schloß erblickt. Das ist Hohenberg, der ehemahlige Sitz eines gräflichen Hauses. Der Letzte dieses Stammes liegt im Kreuzgange zu Lilienfeld begraben. Das Schloß selbst so wie die ganze Gegend und die großen Waldungen weit umher, bis rückwärts nach Maria Zell, gehören dem Grafen von Hojos. Die Ruine selbst ist so zerfallen, daß



man sich kaum noch eine Vorstellung von ihrer ehemahligen Gestalt machen kann; aber die Aussicht in das Thal ist vortrefflich, und belohnet die Mühe des Heraufsteigens. Von hier erreicht man Lilienfeld in zwey Stunden.

Joseph Köderl,

k. k. Censor und Bücherrevisor, gestorben den 11. Jänner 1810.

An den Herausgeber des österr. Beobachters.

Es ist mir ein sehr angenehmes Geschäft, Ihrer Aufforderung Genüge zu leisten, und, indem ich Ihnen das Wenige, was ich von dem verewigten unvergeßlichen Freunde weiß, mittheile, zugleich dem Wunsche meines Herzens, das ihn gern ehret, zu entsprechen.

Von Köderls häuslichen Verhältnissen, von dem, was man eigentlich Lebensgeschichte nennt, kann ich nur wenig sagen. Mich dünkt, es war nicht sowohl Zurückhaltung von seiner Seite,



als Mangel an hervorstechenden merkwürdigen Ereignissen, was diese Unbekanntschaft verursachte. Hier, im Mittelstande geboren, auf gewöhnliche Art erzogen, vollendete er seine Studien, und fand eine Anstellung in seiner Vaterstadt, wie viele tausend Menschen seiner Zeit und Art, ohne alle sonderbare Zufälle. Das, was ihn auszeichnete, was ihn der Welt und seinen Freunden unvergeßlich machte, war sein Inneres, die Bildung seines Charakters, die er sich selbst, nicht seltsamen Einwirkungen des Schicksals dankte, und die ihn eben darum schätzbarer machte *).

Sein Vater, der in einem Dienste bey dem kaiserlichen Hofstaate stand oder noch steht, hatte das Unglück, diesen trefflichen Sohn zu überleben; ein Bruder von ihm ist Pfarrer in der Prein, einer wildschönen Gebirgsgegend, seitwärts von Schottwien. Ob er mehr Geschwister hatte, weiß ich nicht zuverlässig. Seiner Mutter war er mit inniger Liebe ergeben, und bedauerte sie herzlich, als sie vor einigen Jahren starb. Er fühlte tief den Verlust einer treuen

*) Etwas, das solche geschichtliche Daten enthält, ist in den vaterländischen Blättern erschienen.

weiblichen Seele, die mit der Innigkeit ihres Geschlechtes an ihm hing, und mit der Sorglichkeit desselben seinen kleinen Bedürfnissen zuvor kam. Er fühlte ihn vielleicht um destö tiefer, da er längere Zeit vorher das Mädchen seiner Liebe durch den Tod verloren hatte. Ich habe diese Person wohl gekannt, lange ehe ich ihn kennen lernte; — es war ein hübsches, gutgesittetes, fleißiges und sehr geschicktes Mädchen aus dem Bürgerstande, die ihn vermuthlich nach seinen Begriffen von häuslicher Zufriedenheit und seinen mäßigen Forderungen an das weibliche Geschlecht in dieser Rücksicht glücklich gemacht haben würde. Ob er nach ihrem Tode wieder geliebt hat, weiß ich nicht, doch zweifle ich sehr daran; in späteren Jahren stand sein Gefühl sichtbar und völlig unter der Herrschaft seines Verstandes.

Seine Bildungszeit fiel gerade in die der Verstandescultur so günstige Epoche Josephs des Zweyten, wo die Erkenntnißkräfte sich in regem Streben entfalteten, und ein schönes Leben für die Geister begann. Eigener Trieb, öffentliche Aneiferung und reizendes Beyspiel führten ihn von einer Stufe der Ausbildung zur anderen, bis dahin, wo er zuletzt mit einer Vollendung

und Vollständigkeit, wie Wenige, stand. Das erinnere ich mich öfters von ihm gehört zu haben, daß er in seinen früheren Jahren eine Art gelehrter Verbindung mit andern Jünglingen gestiftet hatte, deren Zweck war, sich durch gemeinschaftliche Ausbildung zu vervollkommnen. Es würden in dieser Gesellschaft Aufsätze über gegebene Gegenstände verfaßt, gelesen und beurtheilt.

So bildete sich sein Geist, und, was nicht oft der Fall ist, sein Charakter formte sich harmonisch zu seiner Erkenntniß. Es gibt nur äußerst wenig Menschen, deren Verstand und Gemüth ein solches vollständiges Ganzes ausmachen, wie bey ihm. Er war einig mit sich und der Welt. Sicher und fest ging er den mit Bedacht gewählten Weg, ohne Rückblick, ohne Unterbrechung, als die das Schicksal ihm zuweilen in denselben legte. Seine Ansichten waren eigen, aber klar, und ganz mit seiner Sinnes- und Handlungsart verschmolzen. Daher seine Klugheit im Entwerfen seiner Plane, seine Beharrlichkeit im Verfolgen derselben, womit er mehr ausrichtete, als Andere mit erhöhter Wärme des Gefühls. Daher — daß er mit Personen von der ungleichsten, verschiedensten Denkart freundlich und in stäten gesellschaftlichen Berührungen le-

ben konnte, ohne Widerwillen, ohne Entzweyung. Ihn irrten die Ansichten der Anderen nicht, er drang niemanden die seinigen auf. Und bey all dieser, theils scheinbaren, theils wirklichen Ruhe und Kälte des Gemüthes, waren in seinem Herzen ein hoher Sinn für Freundschaft und inniges Anschließen an erprobte gute Menschen, sie mochten auch noch so verschieden von ihm denken. Er schätzte das Gute, das sie besaßen, und sie um dieses Guten willen. Er konnte warmen Theil nehmen an dem Schicksale seiner Freunde, für sie handeln und für sie etwas aufopfern, was Hunderte mit weicherem Herzen nicht können. So haben ihn Alle gefunden, die seines nähern Umganges genossen.

Was er mit dieser klugen Besonnenheit, mit dem festen Willen fürs Gute im Gebiethe der Literatur für das Vaterland gewirkt hat, wird man erst später erkennen, wenn hier und dort sein thätiges Streben, seine muthige Verwendung, sein scharfer Blick mangeln wird; überhaupt hat er, so unscheinbar sein Wirkungskreis war, ihm durch stilles Walten und Streben eine solche Ausdehnung zu geben gewußt, daß die Lücke, die sein Tod machte, weithin empfunden werden muß.

Die Classiker alter und neuer Zeit schätzte er über alles; denn er kannte und verstand sie. Ob er Griechisch konnte, weiß ich nicht. Tacitus, Tasso und Ossian lagen beständig auf seinem Schreibepulte; die neueste Literatur kannte er von Amtswegen ganz und genau. Ossian war sein Begleiter auf jenen einsamen Fußreisen, die er in die romantischen Gebirgsgegenden von Österreich machte, und auf welchen er oft bey seinem Bruder, dem Pfarrer einsprach. Meistens machte er sie im Herbste, in den kurzen Ferien, die seine Pflicht ihm gönnte; und dieß ist beynahe die einzige Zerstreuung und Erhohlung, die er sich erlaubte. Sonst verbrachte er seine freyen Abendstunden unter guten Freunden, bey zwanglosem Geplauder oder dem Schachbrete, das er überaus liebte. Diesem Spiel opferte er manche der ersten Nachtstunden, und ging dann, selbst im Winter, zuweilen mit einem Umweg in seine Wohnung in der Leopoldstadt, um sich am Anblicke des nächtlichen Himmels und der schlummernden Natur zu weiden.

Im Umgange war er munter, sehr gesprächig und oft bis zur Kindlichkeit heiter. Ein gesellschaftlicher Scherz, eine kleine Neckerey, ein Nichts konnte ihn herzlich unterhalten, und eben so leicht ging er von diesen Kleinigkeiten zu ernsthaften Er-

örterungen oder politischen Debatten über, die er sehr liebte, und wobey er seine Meinung lebhaft und bestimmt vortrug, und ohne Hitze, ohne Persönlichkeit vertheidigte. So vielseitig, so treu, so vorzüglich gebildet, war er die Seele des kleinen Kreises, in dem er sich befand, und Allen unvergeßlich und unersetzlich, die er unter seine Freunde rechnete.

Angelo Soliman.

1807.

Diese Biographie entstand durch den Wunsch des Herrn Senateur Gregoire in Paris, Verfassers des berühmten Werkes „La Literature dés Negres“, der sich, um sie zu erhalten, an eine seiner hiesigen Freundinnen wandte, durch welche ich die Materialien und Daten zur Bearbeitung derselben erhielt. Sie wurde ins Französische übersetzt und jenem Buche einverleibt. Da Angelo aber hier allgemein bekannt und geschätzt war, und viele seiner Freunde noch leben, dürfte sie auch für Wien nicht ohne Interesse seyn.

Unter den Negern, welche sich durch höhere Geistesbildung, Kenntnisse, aber noch weit mehr durch moralische Ausbildung und Vortrefflichkeit

des Charakters auszeichneten, verdient Angelo Soliman, der im Jahre 1796 hier in Wien starb, gewiß einen der ersten Plätze.

Die Schicksale seiner Kindheit und ersten Jugend, welche ihn, den Afrikanischen Königssohn, aus dem Schooße seiner Familie, aus dem Reiche seiner Väter rissen, und bis nach Wien in das Haus des Fürsten von Lichtenstein führten, sind zu merkwürdig, und haben zu viel Einfluß auf seine moralische und intellectuelle Bildung gehabt, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Hier ist das, was seine Freunde noch jetzt nicht ohne innige Theilnahme nach seinen eigenen Erzählungen mitzutheilen wissen.

Er war der Sohn eines Afrikanischen Fürsten. Das Land, worin dieser herrschte, hieß Pangusitlang, das Geschlecht, aus dem er stammte, Magni famori. Außer dem kleinen Mmadi Make (dieß war Angelo's vaterländischer Nahme) hatten seine Ältern noch ein jüngeres Kind, ein Mädchen. Er erinnerte sich noch der Ehrfurcht, womit sein Vater behandelt wurde, der großen Anzahl von Dienern, die ihm zu Gebothe stand. Er selbst war, wie alle Fürstenkinder jenes Landes, auf beyden Schenkeln mit einer Art von Schrift bezeichnet, und lange nährte er noch die süße Hoffnung, daß

man ihn aufsuchen und an diesen Zeichen erkennen würde. Überhaupt kehrten ihm selbst in späteren Jahren die Erinnerungen an seine Jugend, an seinen ersten Unterricht im Pfeilschießen, worin er bald seine Gefährten übertraf, an manche einfache Sitte *) und den schönen Himmel seines Vaterlandes mit schmerzlicher Sehnsucht zurück, und er konnte nie ohne tiefe Bewegung die vaterländischen Lieder singen, die sein treffliches Gedächtniß aus jener frühen Zeit ihm treu bewahrt hatte.

Von den ewigen Fehden der kleinen Völkerschaften im Binnenlande von Afrika, deren Zweck bald Rache, bald Raubsucht, bald die schändlichste Art von Geiz ist, indem der Sieger die erbeuteten Gefangenen auf den nächsten Sclavenmark bringt und dort an die Weißen verhandelt, erzählen alle Reise-

---

*) Aus Angelo's Erinnerungen scheint hervor zu gehen, daß sein Stamm schon einige Cultur hatte. Sein Vater besaß viele Elephanten und selbst einige Pferde, die dort eine Seltenheit sind. Sie hatten keine Münze; aber der Tauschhandel wurde regelmäßig durch öffentliches Ausrufen und Feilbiethen bey ihnen getrieben. Ihre Religion war Gestirndienst. Sie beobachteten die Beschneidung; auch wohnten zwey weiße Familien unter ihnen.

beschreibungen. Eine solche brach gegen Mmadi Make's Stamm aus, und so unvermuthet, wie es scheint, daß sein Vater keine Ahnung von der Gefahr hatte. Der siebenjährige Knabe stand bey seiner Mutter Fatuma, die das jüngste Kind an der Brust hielt, als plötzlich ein fürchterliches Getöse, Waffengeklirr und Geheul der Verwundeten die Familie aufschreckten. Mmadi Make's Großvater stürzte voll Entsetzen in die Hütte und rief: „Feinde! Feinde!“ Fatuma sprang erschrocken auf; sein Vater eilte sich zu waffnen, und der erschrockene Kleine lief pfeilschnell davon. „Wohin gehst du, Mmad Make?“ rief ihm die Mutter nach. „Wohin Gott will, Mutter!“ antwortete der Knabe; und noch in späteren Jahren dachte er an den bedeutungsvollen Sinn dieser Worte. Als er in's Freye kam und zurück blickte, sah er seine Mutter nebst mehreren von seines Vaters Leuten unter den Streichen der Feinde sinken. Außer sich vor Entsetzen lehnte er sich nebst noch einem andern Knaben an einen Baum, und verdeckte seine Augen mit den Händen. Das Gefecht dauerte fort; endlich wurde er ergriffen und in die Höhe gehoben. Es waren Leute von der feindlichen Partey, die nun wahrscheinlich schon das Feld behauptet hatten. Doch wollten seine Mitbrüder den Sohn ihres Königs nicht so gutwillig

6 *

in ihren Händen lassen. Es begann ein Streit um seinen Besitz; man hielt ihn während desselben meist freyschwebend in der Luft. Endlich erlagen die Seinen auch hier, und der siebenjährige Knabe ging, mit welchen Empfindungen, ist leicht zu denken, nun ganz in die Hände der Sieger über. Sein Herr vertauschte ihn indessen bald an einen andern Neger um ein schönes Pferd, und dieser führte ihn an einen Ort, wo sie sich einschifften. Hier fand er viele von seinen Landsleuten, alle gefangen, wie er, alle, wie er, zur Knechtschaft bestimmt. Sie erkannten ihn mit Schmerzen; aber es war ihnen unmöglich, etwas für ihn zu thun, da ihnen nicht einmahl der kleine Trost vergönnt war, mit ihm sprechen zu dürfen.

Als sie auf diesen kleinern Schiffen das Meeresufer erreicht hatten, sah Mmadi Make mit Erstaunen die großen schwimmenden Häuser. Eines derselben, wahrscheinlich ein Spanisches, nahm ihn nebst seinem neuen Gebiether auf. Nachdem sie einen Sturm überstanden hatten, landeten sie an einer Küste, wo der neue Gebiether ihn zu seiner Mutter zu führen versprach. Mmadi Make war außer sich vor Freuden; aber wie bald schwand die süße Täuschung, als er in das Haus kam, und statt seiner Mutter nur die Frau seines Gebiethers fand, die

ihn aber äusserst liebreich aufnahm, ihn liebkosete und mit der größten Zärtlichkeit behandelte, wenn ihr Mann nicht gegenwärtig war. Der Mann gab Mmadi Make den Nahmen Andreas und befahl ihm, die Kamehle zur Weide zu führen und zu hüthen.

Es ist nicht zu bestimmen, von welcher Nation dieser Mann war, noch wie lange der Knabe bey ihm blieb, jetzt, da Angelo längst todt ist, und diese Nachrichten größten Theils aus dem Munde seiner Freunde niedergeschrieben sind. Nach einer langen Zeit verkündigte ihm endlich sein Herr, daß er ihn an einen Ort bringen wolle, wo es ihm besser gefallen würde, als hier bey ihm. Mmadi Make freute sich sehr darüber, aber die Frau seines Herrn trennte sich mit Schmerzen von ihm. Sie schifften sich ein, und kamen nach Messina. Hier wurde er in das Haus einer ansehnlichen reichen Dame gebracht, die, wie es schien, schon auf seine Ankunft vorbereitet war. Sie empfing ihn sehr gütig, und gab ihm sogleich einen Lehrer, der ihn in der Landessprache unterweisen sollte. Mmadi Make lernte leicht und schnell; sein gutmüthiges Betragen erwarb ihm die Zuneigung aller seiner Hausgenossen, die sehr zahlreich waren, und unter welchen er vor allen eine Mohrinn, die man

Angelina nannte, wegen ihrer Sanftmuth und ihres freundlichen Betragens auszeichnete.

Er wurde gefährlich krank. Die Marquise, seine Gebietherinn, empfand und trug alle Sorge einer Mutter für ihn. Die geschicktesten Ärzte wurden gerufen; sein Bett war von einer Menge Personen umgeben, die auf seinen Wink warteten. Die Marquise selbst wachte manche Nacht bey ihm. Sie hatte längst den Wunsch geäußert, daß er sich taufen lassen möchte; aber Mmadi Make wollte nicht, und so blieb es verschoben, bis er selbst einst in seiner Krankheit, als er sich bereits in der Besserung befand, davon zu reden anfing; und getauft zu werden begehrte. Die Marquise, innig erfreut über diesen Entschluß, ließ sogleich alle Anstalten auf's prächtigste treffen. In einem Saale wurde ein reichgestickter Himmel über einer Art von Prachtbette errichtet; die ganze Familie, alle Freunde des Hauses waren gegenwärtig. Mmadi Make ward auf dieß Bette gelegt und gefragt, wie er getauft werden wolle. Aus Dankbarkeit und Liebe zu jener Mohrischen Frau begehrte er Angelo getauft zu werden. Man willfahrte ihm, und gab ihm noch über dieß den Zunahmen Soliman, den er künftig immer führte. Diesen Tag seiner Aufnahme in's Christenthum, den 11. September,

feyerte er dann mit frommem Gefühle jährlich als seinen Geburtstag.

Seine Güte, seine Gefälligkeit und sein richtiger Verstand machten ihn jedermann werth. Die Marquise behandelte ihn wie ein eigenes Kind; und Fürst Lobkowitz, der als kaiserlicher General damahls in Sicilien stand, und oft in's Haus der Marquise kam, fühlte ebenfalls eine innige Neigung gegen den liebenswürdigen Knaben. Er bath die Marquise wiederhohlt, ihm den artigen Pagen zu überlassen. Ihre Liebe zu Angelo stritt lange mit ihrer Klugheit, die ihr rieth, sich den kaiserlichen General durch dieses Geschenk zu verbinden. Der Fürst ließ nicht nach, in sie zu dringen; und sie wich endlich den Rücksichten, die sie für den Fürsten haben mußte. Sie trennte sich unter vielen Thränen von dem kleinen Neger, und dieser folgte seinem neuen Herrn mit Schmerz.

Der Stand des Fürsten erlaubte ihm nicht, lange an einem Orte zu verweilen. Er liebte den jungen Angelo; aber theils diese Lebensweise, theils vielleicht der Geist der damahligen Zeit machte, daß er sich nicht viel um seine eigentliche Erziehung und Ausbildung bekümmerte. Angelo wurde wild und jähzornig; er verlebte seine Tage in Kinderspielen und Müßiggang. Da nahm ein alter Haus-

hofmeister des Fürsten, der Trotz dieser Wildheit doch des Knaben gutes Herz und seine trefflichen Anlagen erkannte, sich seiner an, hielt ihm einen Lehrmeister, bey dem Angelo in siebzehn Tagen Deutsch schreiben lernte, und die innigste Anhänglichkeit des Knaben und seine schnellen Fortschritte in jeder Art des Unterrichtes, den er empfing, belohnten den guten Alten für seine treue Sorge, und bürgten für die Richtigkeit seines Urtheils über den jungen Neger.

So wuchs Angelo im Hause des Fürsten heran, und war sein stäter Begleiter auf Reisen und selbst in der Schlacht. Freywillig zog er mit ihm zu Felde, theilte jede Gefahr mit seinem geliebten Herrn, kämpfte heldenmüthig an seiner Seite, und trug seinen Gebiether, als dieser verwundet wurde, auf seinen Schultern aus dem Schlachtgetümmel. Angelo zeichnete sich bey diesen Gelegenheiten nicht bloß als treuer Diener und Freund, sondern auch als tapferer Krieger und erfahrner Offizier aus, obwohl er nie eine militärische Charge begleitete. Er machte mit eigener Hand mehrere Gefangene, er diente dem Fürsten als Galopin, und erwarb sich bey diesem Amte viele Kenntnisse und Einsichten, so daß ihn Feldmarschall Lascy außerordentlich schätzte, ihm eine Compagnie antrug, die sich An-

gelo aber verbath, und ihm einst in Gegenwart einer Menge Offiziere das rühmlichste Zeugniß der Tapferkeit, und zum Beweise seiner Achtung einen schönen Türkischen Säbel gab.

Sein Gebiether starb endlich, und bestimmte ihn im Testamente dem Fürsten Wenzel Lichtenstein, der ihn längst in seinem Hause zu besitzen gewünscht hatte. Der Fürst befragte Angelo, ob er mit dieser Bestimmung zufrieden sey und zu ihm ziehen wolle? Angelo gab sein Wort, und machte Anstalt zu der neuen Veränderung seiner Lebensweise, als ihn der verstorbene Kaiser Franz hohlen ließ, und ihm unter sehr schmeichelhaften Bedingungen denselben Antrag machte: Aber Angelo war sein Wort heilig, und er blieb bey dem Fürsten von Lichtenstein. Bey diesem sowohl, als bey seinem vorigen Herrn war er der Schutzgeist der Unglücklichen und Bedrängten. Er brachte den Fürsten die Bitten derjenigen vor, die etwas bey ihnen zu suchen hatten. Seine Taschen wurden nie von Memorialien und Bittschriften leer; und so wenig er im Stande war, etwas für sich selbst zu erbitten, so willig und glücklich war er in Erfüllung dieser Pflicht für Andere.

Auch diesen zweyten Herrn begleitete er auf seinen Reisen nach Parma, Frankfurt u. s. w. In

Frankfurt bey der Krönung des Kaisers Joseph zum Römischen Könige wagte er einst, auf Geheiß seines Fürsten, bey einer der öffentlich gehaltenen Pharaobanken sein Glück, und gewann in einem Tage zwanzig tausend Gulden. Er both dem Gegner Revange an; aber dieser war so unglücklich, am zweyten Tage von neuem vier und zwanzig tausend Gulden an Angelo zu verlieren. Nun wußte Angelo auf eine feine Art, indem er ihm nochmahls Revange both, dem Bankier die vier und zwanzig tausend Gulden wieder gewinnen zu lassen, und erwarb sich dadurch die Achtung Aller, die dem Spiele zusahen, und die Bewunderung des Bankiers, der den folgenden Tag zu ihm kam, ihn umarmte, und seine Großmuth gerührt erkannte. Unverführt von diesem außerordentlichen Glücke, spielte er nie wieder um hohes Geld, und überhaupt meist nur Schach, worin er es zu einer großen Fertigkeit gebracht und sich den Ruhm eines der ersten Spieler erworben hatte.

In seinen spätern Jahren vermählte er sich mit einer verwitweten Frau von Christiani, gebornen Kellermann, die aus den Niederlanden gebürtig war. Der Fürst wußte nicht um diese Verbindung; Angelo mochte gute Ursachen haben, sie vor ihm geheim zu halten, wie es der Erfolg bewies. Kai-

ser Joseph der Zweyte, der sehr vielen Antheil an Angelo's Schicksalen nahm und ihn öffentlich aus-zeichnete, indem er mehr als Ein Mahl auf Spa-ziergängen sich an seinen Arm hing, verrieth eines Tages, ohne die Folgen zu ahnen, Angelo's Ge-heimniß an den Fürsten. Dieser ließ ihn alsbald rufen, stellte ihn zur Rede, und als Angelo nicht läugnete, daß er verheirathet sey, kündigte er ihm die Verbannung aus seinem Hause an, und strich ihn gleichfalls aus seinem Testamente aus, worin er ihm bereits den ganzen, ziemlich kostbaren Schmuck zugedacht hatte, den Angelo, wenn er bey feyerlichen Aufzügen seinen Herrn begleitete, zu tragen pflegte.

Angelo, der so oft für Andere gebethen hatte, sagte nicht ein Wort für sich. Er verließ das Haus des Fürsten, und bezog ein kleines Haus mit einem Garten in einer stillen Vorstadt, das er längst ge-kauft, und zum Aufenthalte seiner Gemahlinn hat-te einrichten lassen. Hier lebte er still und zufrieden im Genusse des häuslichen Glückes mit ihr. Die sorgfältigste Erziehung seiner einzigen Tochter, der nun ebenfalls verstorbenen Freyinn von Feuchters-leben, die Pflege seines Gartens, der Umgang mit einigen sehr gebildeten vorzüglichen Menschen mach-ten seine Beschäftigung und Erhohlung

Beynahe zwey Jahre nach Fürst Wenzels Tode begegnete sein Neffe und Erbe, Fürst Franz von Lichtenstein, ihm auf der Gasse. Er ließ sogleich halten, und rief Angelo in seinen Wagen; er sagte ihm, daß er vollkommen von seiner Schuldlosigkeit überzeugt und gesonnen wäre, die Unbilligkeit seines Oheims wieder gut zu machen. Hiermit setzte er Angelo einen jährlichen Gehalt aus, der zugleich nach seinem Tode die Pension seiner Frau seyn sollte, und bedung sich nur dafür aus, daß Angelo eine Art von Aufsicht über die Erziehung seines Sohnes, des jüngst verstorbenen Fürsten Alois von Lichtenstein, führen sollte.

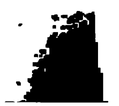
Angelo kam pünctlich diesem neuen Berufe nach, und besuchte täglich das fürstliche Haus, um über den, seiner Sorge anbefohlenen, Prinzen zu wachen. Der Fürst sah endlich ein, daß der weite Weg in üblem Wetter für Angelo sehr beschwerlich seyn mußte; er trug ihm eine Wohnung in seinem Hause an, und so bezog Angelo zum zweyten Mahle, jetzt aber mit seiner Familie, den fürstlichen Pallast. Er lebte still und eingezogen wie vorher, und nur in dem Umgange einiger Freunde und der Wissenschaften, die er mit Lust und Eifer trieb. Geschichte war sein Lieblingsstudium; sein treffliches Gedächtniß unterstützte ihn hierin, und er wußte

von allen merkwürdigen Personen und Begebenheiten Nahmen, Jahrzahl, Geburtsjahr u. s. w. anzugeben.

Seine Frau kränkelte lange; nur die Sorge ihres Gemahls, der die geschicktesten Ärzte zu Hülfe rief, erhielt sie noch einige Jahre. Sie starb, und von diesem Tage an schränkte Angelo seinen Haushalt strenge ein, sah keine Freunde mehr zu Tische, trank nur Wasser, und suchte seiner Tochter, deren vollendete Erziehung ganz sein Werk war, hierdurch jetzt ein Beyspiel und vielleicht einst ein kleines Vermögen zu geben.

Er machte später hin noch einige Reisen theils in eigenen, theils in fremden Angelegenheiten. Überall, wo er hinkam, erinnerte man sich der Gefälligkeiten und Wohlthaten, welche er in seinen frühern Jahren diesem oder jenem erwiesen hatte, überall begegnete man ihm mit ausgezeichneter Hochachtung und Liebe. Besonders zeichnete ihn der verstorbene Erzherzog Ferdinand, Gouverneur von Mayland, aus, als er auf einer Reise in diese Stadt kam.

Er genoß bis in sein höchstes Alter einer ununterbrochenen Gesundheit, und man konnte beynahe keine Spur der Abnahme oder des Alters in seinem Äußerlichen entdecken. Dieß gab zu manchen



Mißverständniß und scherzhaften Streite Anlaß, indem es öfters geschah, daß er von Personen, die ihn vor zwanzig oder dreyßig Jahren gesehen hatten, für einen Sohn von sich selbst gehalten und also behandelt wurde.

In seinem siebenzigsten Jahre machte endlich ein Schlagfluß seinem Leben auf der Straße ein Ende. Er wurde nach Hause gebracht; aber es war keine Möglichkeit mehr, ihn zu erwecken. Er starb den 21. November 1796, betrauert von allen seinen Freunden, denen sein Andenken noch jetzt heilig ist, und die größten Theils nicht ohne Rührung und Thränen seiner gedenken können. Die Achtung aller Redlichen folgte ihm in's Grab.

Angelo war von mittlerer Größe, schlank und schön gebaut; seine Züge waren bey Weitem nicht so sehr von unseren Begriffen über Schönheit entfernt, als die Züge der Neger sonst zu seyn pflegen. Eine außerordentliche Gewandtheit in allen körperlichen Übungen gab seiner Haltung und seinen Bewegungen Anmuth und Leichtigkeit. Sein Gedächtniß war vortrefflich; nebst vielen anderen gründlichen Kenntnissen sprach er drey Sprachen, Italiänisch, Französisch und Deutsch, vollkommen geläufig, und las und sprach zur Noth auch Latein, Böhmisch und Englisch. Sein Gemüths-Charakter

war von Natur nach der Weise seines Vaterlandes aufbrausend und heftig; desto schöner, desto verehrungswürdiger war die stets gleiche Heiterkeit und Sanftmuth seines Betragens, eine Frucht mühsamer Kämpfe und manches Sieges über sich selbst. Nie entschlüpften ihm, selbst wenn er heftig gereizt wurde, ein unanständiger Ausdruck oder ein Fluch. Er war gottesfürchtig, ohne abergläubisch zu seyn, er beobachtete gewissenhaft alle Vorschriften der Religion, und hielt es nicht unter seiner Würde, seinen Hausgenossen hierin ein Beyspiel zu geben. Sein Wort war ihm unabänderlich heilig, und was er nach reifer Überlegung beschlossen hatte, war durch keine Überredung mehr zu erschüttern. Seine Tracht war immer die vaterländische, eine Art von Türkischer weiter Kleidung, meistens blendend weiß, wodurch die glänzende Schwärze seiner Haut noch vortheilhafter erschien.

Erinnerung an einige merkwürdige Frauen.

1810.

Der Verfasser des Aufsatzes: „Historischer Frauenspiegel," in dem Taschenbuche Minerva für 1810, äußert in den letzten Zeilen die Meinung, als wenn in der neuern Zeit die Beyspiele von Frauen, welche sich mit einem über die Mehrheit ihres Geschlechtes erhabenen Sinn in häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen ausgezeichnet haben, so selten geworden, und führt aus der ganzen späteren Geschichte nur die Weiber von Weinsberg an. Wenn er unter neuerer Zeit unser letztes Jahrhundert versteht, so glaube ich, wird ihm nicht viel können eingeredet werden. Die Menschheit im Ganzen hat in dieser Epoche an körperlicher und Willenskraft so wie an innerer Le-

bensfreudigkeit viel verloren. Der Verlust ist bedeutender, als man vor fünf und zwanzig Jahren zugeben wollte, wo das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert im stolzen Bewußtseyn seiner Verstandes-Cultur sich glücklich pries, und mit Verachtung auf jene so genannten Zeiten der Rohheit und Barbarey herabsah. Es ist mit diesem Vermögen gar manches verschwunden, was die Welt vor den jetzigen gewaltsamen Krämpfen und Krisen hätte bewahren können; und wenn das ganze Geschlecht an Muth und Kraft sinkt, kann die eine zartere Hälfte sich nicht allein erhalten. Immer wirken beyde unzertrennlich auf einander, sie können nur mit einander fallen und steigen. So sind nun freylich unter verweichlichten Männern auch die kräftigen Frauen selten geworden, und jene Spartanerinn in dem oben erwähnten Aufsatze hatte sehr richtig bemerkt, daß nur jene Weiber werth sind, über ihre Männer zu herrschen, die auch Männer gebären. Wenn er aber unter der Benennung neuere Zeit das Mittelalter und das ganze XVI. und XVII. Jahrhundert mit einbegreift, so würde es, wie ich glaube, nicht schwer seyn, sehr viele hohe und würdige Gestalten aus dem Dunkel desselben hervor treten zu lassen; und selbst in

dem letzten Jahrhunderte haben Bedürfniß und Gelegenheit hier und dort manchen kräftigen Keim schön und wohlthätig entwickelt. Es kommt nur darauf an, ihn mit Liebe und Lust aufzusuchen. Man könnte dem jetzigen Geschlechte daran zeigen, daß Muth, Kraft und höherer Geistesaufschwung sich theils (so wenig man das für möglich hält) sehr wohl mit inniger Anhänglichkeit an geliebte Gegenstände und mit jeder weiblichen Tugend vertragen, theils daß, wo diese Vereinigung durch das Schicksal oder die Eigenthümlichkeit der Person nicht Statt finden konnte, auch Frauen mit Erfolg aus den Verhältnissen ihres Geschlechtes getreten sind, und sich in fremden Sphären rühmlich ausgezeichnet haben.

Bevor aber noch die Frauen der neueren Zeit uns erscheinen, soll eine Frau des Alterthums nicht vergessen werden, die vor vielen der Betrachtung und des Ruhmes würdig ist, und deren in dem Frauenspiegel nicht erwähnt wird, Epponina, die Gemahlinn des Julius Sabinus. Dieser, aus einem edlen Gallischen Geschlechte entsprossen, hatte es versucht, das Joch der Römer abzuwerfen, und ein unabhängiges Reich in seinem Vaterlande zu gründen. Der Ausgang entschied gegen ihn. Nicht alle Gallischen Völker dach-

ten wie sein Stamm; viele trugen ohne Beschwerde die Fesseln der damahligen Beherrscher der Welt, und Sabinus Vorhaben scheiterte an der zahmen Treue der Sequaner. Da er alles verloren sah, hatte das Leben nur darum noch einigen Reiz für ihn, weil er es mit einer über alles geliebten Gattinn zuzubringen gehofft hatte. Von ihr zu scheiden war ihm schwerer, als von Reichthum, Herrschaft und Ruhm. Die Liebe gab ihm den Entschluß ein, für die Welt zu sterben, und nur für Epponinen zu leben. Verkleidet begab er sich nach seinem Schlosse Lingones (Langres in Champagne); dort berief er seine Sclaven, gab sich ihnen zu erkennen, eröffnete ihnen sein Vorhaben, sein Leben durch Gift zu enden, und entließ sie alle, bis auf zwey Freygelassene von erprobter Treue. Hierauf stieg er in die unterirdischen Gemächer der Burg hinab, und ließ die Gebäude in Flammen aufgehen, um der Welt glauben zu machen, daß sein Körper in denselben verzehrt worden sey. Jedermann hielt die geschickt ausgesonnene List für Wahrheit; selbst Epponina wurde durch die Nachricht davon in die tiefste Verzweiflung gestürzt. Diesen Schmerz konnte er ihr nicht ersparen; denn auch er mußte zur Bestätigung seiner Todesnachricht beytragen. —

Endlich sandte er ihr den vertrauten Freygelassenen Martialis mit dem ersten Zeichen seines Lebens und mit der Bitte, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, um durch keine Äußerung von Freude den Glauben an seinen Tod zu zerstören. Epponina bezwang sich und ihr Entzücken; sie fuhr fort, die trostlose Witwe zu spielen, die sie kurz vorher noch wirklich war. So zeigte sie sich am Tage vor ihren Bekannten, die Nächte brachte sie, von dem treuen Martialis geleitet, in dem unterirdischen Gewölbe bey ihrem Gemahle zu. In dieser grauenvollen Einsamkeit, von ewiger Nacht umgeben, hielten die Liebe, die Seligkeit, vereinigt zu seyn, das unglückliche Paar für so viele Entbehrungen schadlos. Hier gebar Epponina zwey Söhne, erzog sie mit Sorgfalt, und zeigte sich nur so viel öffentlich, als nothwendig war, um keinen Verdacht zu erregen.

Ein zweyter Versuch, mit ihrem Gemahle nach Rom zu gehen, wo seine Freunde, denen sie sich anvertraut hatten, für Sabinus Begnadigung sich zu verwenden versprachen, lief fruchtlos ab, und ihr Glück bestand darin, unentdeckt in ihren düstern Aufenthalt zurück kommen zu können. So vergingen neun lange Jahre. Endlich enthüllte ein unglücklicher Zufall das Geheimniß der ver-

borgenen Liebe; — sie wurden ergriffen, und nach Rom geführt. Der Zulauf des Volkes, um sie zu sehen, war außerordentlich, das Schicksal der beyden Gatten, ihre Treue, ihre seltsame Verborgenheit erregte allgemeine Theilnahme. Sabinus, erschrocken und gebeugt, flößte bloß Mitleid ein; indeß Epponinens entschlossene Haltung ihr die Achtung Roms erwarb. Sie führte ihre Kinder an der Hand, und warf sich mit ihnen dem Kaiser zu Füßen, um Gnade für ihren Mann zu erflehen. Vespasian schien gerührt; — dennoch sprach er das Todesurtheil über ihn. Nun ergoß sich Epponina in Verwünschungen gegen den Kaiser, und warf sich selbst ihre Schwäche vor, um Gnade gefleht zu haben. Dieser Trotz reizte ihren mächtigen Feind noch mehr, und er ließ sie mit ihrem Gemahle hinrichten, ohne zu ahnen, daß er ihr vielleicht mit dieser verdoppelten Strenge den liebsten Dienst erwies.

Die dramatische Kunst hat einige berühmte Frauen des Mittelalters zum Gegenstande ihrer Darstellungen gewählt. Die Welt kennt sie in dieser Gestalt, die freylich manchen Zusatz, manche Verschönerung theils erlaubt, theils fordert; aber auch ohne diesen fremden Schmuck wird die

rere derselben von den Leitern hinab. So retteten sie für dieses Mahl die Stadt, bis endlich Verrath den Feinden die Pforte öffnete. Battista kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung bis zum letzten Augenblicke an der Spitze der Seinigen, und fiel von vielen Wunden bedeckt. Nun stürzte sich Bianca mit dem Schwerte in der Hand in's Schlachtgewühl, um den Tod ihres Mannes zu rächen oder ihm zu folgen. Sie wurde umringt, gefangen, und vor Ezzelino geführt. Ihre Schönheit entflammte eine wilde Leidenschaft in der Brust des Eroberers. Bald durch Schmeicheleyen, bald durch Drohungen suchte er seine Absichten zu erreichen; sie widerstand ihm entschlossen, ja sie stürzte sich endlich vom Fenster herab, um seinen ferneren Zudringlichkeiten durch den Tod zu entgehen. Dieß muthige Vorhaben mißlang dennoch; — sie blieb nicht todt, sondern wurde nur sehr beschädiget. Der Tyrann befahl, die größte Sorgfalt für sie zu tragen. Sobald sie hergestellt war, erneuerte er seine Bewerbungen; — und als er den Weg der Güte und List gleich unzulänglich fand, führte ihn zuletzt Gewalt an sein verabscheuungswürdiges Ziel. In Verzweiflung über ihr Schicksal sann die Unglückliche nun auf nichts als ihren Tod, zu dem man ihr mit erfinderischer Grausamkeit alle Wege zu ver-

schließen suchte. Aber was wäre dem festen Willen unmöglich? Sie stellte sich nun nach und nach ruhiger, und verlangte als eine Begünstigung, ihres Gemahls Leiche, die mit anständiger Pracht bestattet worden war, zu sehen. Man willfahrte ihr. Sie ließ den steinernen Grabdeckel aufheben und unterstützen, um bequemer hinab sehen zu können. Sie trat hin — beugte sich hinab — ersah den günstigen Augenblick, riß die Stütze weg, und zerschmetterte mit dem Gewichte des Steines ihr Haupt. So entging sie den Nachstellungen des Ezzelino und dem Gefühle ihrer Schmach.

Gisela, die Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, wurde durch Staatsrücksichten gezwungen, dem Kaiser Conrad II. ihre Hand zu reichen. — „Er heirathete sie mit Gewalt," sagt die Chronik; — und diese Ehe — die aus Zwang und Politik geschlossen wurde, wurde durch Giselas gehaltvollen Charakter eine der glücklichsten. Wie froh ihres Besitzes sich Conrad fühlen mußte, beweist der Verfolg der Geschichte. Die Fürsten und Bischöfe des Reichs weigerten sich, diese Ehe als gültig anzuerkennen, entweder weil sie wirklich in dem Grade der Verwandtschaft (Conrad war im fünften Grade mit Gisela befreundet) ein Ärgerniß fanden, das sie nicht durch das Beyspiel des Reichs-



oberhauptes bestärkt und gerechtfertigt sehen wollten, oder weil sie, was viel wahrscheinlicher ist, dem kräftigen, gefürchteten Manne die Krone wieder entreissen wollten. Indessen mußten sie in diesem Falle doch sehr von seiner Liebe zu seiner Frau überzeugt seyn, weil sie ihm die Alternative vorlegen konnten, entweder seiner Frau oder dem Kaiserthume zu entsagen.

Conrad, dem das eine so schrecklich vorkam als das andere, suchte Zeit zu gewinnen; und endlich siegte die männliche Tugend, das anständige kluge Betragen dieser Frau, so daß nicht allein keine Rede mehr von einer Ehescheidung war, sondern die meisten Fürsten verlangten, sie sollte mit ihrem Gemahle zugleich gekrönt werden, und der Erzbischof von Cölln, der anfangs einer von Conrads Widersachern gewesen war, sich's als eine Ehre ausbath, die Ceremonie verrichten zu dürfen. Von nun an folgte sie als unzertrennliche Gefährtinn ihrem Gemahl überall hin, und leistete ihm durch ihr würdevolles Benehmen, ihre Klugheit und Kenntnisse wichtigen Beystand in seinen Staatsgeschäften.

Auf einem nicht so erhabenen Standpunkte, mit Tugenden anderer Art geziert, war Katharina von Parthenay, aus dem berühmten Hause

der Soubise, die, wie ihr Geschichtschreiber sagt, Heldenmuth mit Weiblichkeit, Schriftstellerey mit Mutterpflichten zu vereinbaren wußte. Ihr erster Gemahl war ein Baron Düpont, dessen Verlust sie, als er in der Bartholomäus-Mordnacht mit so vielen seiner Glaubensgenossen als ein Opfer fanatischer Grausamkeit fiel, in schönen Elegien beweinte. Hierauf gab sie einem Prinzen von Rohan die Hand. Sie beschäftigte sich mit Literatur, schrieb in ihrer Jugend mehrere Lust- und Trauerspiele, die mit Beyfall aufgenommen wurden, und übersetzte in spätern Jahren den Isokrates. Dennoch fand sie bey allen diesen Übungen ihres Geistes vollkommen Zeit, alle ihre Mutterpflichten zu erfüllen, und drey Kinder, die sie in ihrer zweyten Ehe hatte, vortrefflich zu erziehen. Ihr Sohn, der Herzog von Rohan, zeichnete sich in den Bürgerkriegen unter Ludwig XIII. aus, und erwarb sich allgemeinen Ruhm und Liebe; ihre ältere Tochter Katharina, hatte den Muth, den Bewerbungen des liebenswürdigen Heinrich IV. zu widerstehen, weil sie sich zu gering zu seiner Gemahlinn, und zu edel zu seiner Buhlerinn fühlte. Ihre jüngste Tochter Anna ergab sich, wie ihre Mutter, den Wissenschaften, heirathete nie, und folgte ihr, als sie nach dem Tode ihres

Gemahls sich nach Rochelle begab, in diese Stadt. Hier lebten sie beyde der Frömmigkeit und Literatur. Hier hielt die Mutter in einem Alter von 91 Jahren die berühmte Belagerung dieses neueren Numantia aus, und schrieb, obwohl sie durch drey Monathe von Pferdefleisch und täglichen 4 Unzen Brot leben mußte, ihrem Sohne dem Herzoge, der ein Oberhaupt der protestantischen Parthey war, er solle sich durch keine Rücksicht auf ihre Lage in seinen Kriegs-Operationen stören lassen. Als sich die Festung endlich ergeben und capituliren mußte, weigerte sie sich standhaft, in die Capitulation mit eingeschlossen zu werden, und ließ sich lieber als Gefangene nach dem Schlosse Niort führen.

Hoher Sinn für Freyheit und Volksrechte, Heldenmuth und eheliche Zärtlichkeit, einer Römerinn aus den besseren Zeiten der Republik würdig, zeichneten Marie de Pacheco, die Gemahlinn des Juan de Padilla, aus, der voll Jugendfeuer, aufstrebenden Heldengeistes und Liebe zu seinem Volke in dem Aufruhr der spanischen Städte gegen Carl V., als Haupt der Volkspartheу, nach einem hartnäckigen muthigen Kampfe verwundet in die Hände seiner Feinde fiel, und sein Leben als Rebell auf dem Blutgerüste verlor.

Vor seinem Tode schrieb er zwey Briefe, an seine Frau und an Toledo, seine Vaterstadt, jenen voll hoher würdiger Zärtlichkeit, einen schönen Beweis sowohl für seine Liebe als für Mariens hohen Werth, diesen voll stolzer Freudigkeit über seinen Tod, den er als Märterer für die gute Sache zu erleiden glaubte.

Nach seinem Verluste rüstete sich Marie, das angefangene Werk ihres Gemahls fortzusetzen, und so ihm ihre Treue und Liebe besser als durch unthätige Klagen zu beweisen. Sie ging in seine Gesinnungen ein, ließ Toledo befestigen, und bereitete sich, es mit Kraft und Klugheit zu vertheidigen. Eben so muthig als besonnen wußte sie das Volk für sich und den hinterlassenen Waisen des geliebten Anführers, ihren unmündigen Sohn, zu gewinnen, der Cathedrale eine beträchtliche Summe zur Fortsetzung des Krieges abzudringen, und durch ein geheimes Einverständniß mit Frankreich Carls Heere in Navarra zu beschäftigen. Als aber dort der Krieg geendet war, kehrte die Armee vor Toledo zurück, und belagerte es mit Nachdruck. Eine Zeit lang ertrug das Volk, von Marien aufgemuntert und angeführt, willig die Drangsale einer Belagerung. Endlich wußte die Geistlichkeit, der Noth über-

drüßig und Marien um jener abgenöthigten Geld-hülfe wegen feind, die Bürger gegen sie, als gegen eine Zauberinn, aufzuwiegeln; man zwang sie, die Stadt zu verlassen, und übergab diese dem Feinde. Noch hielt sich Marie durch vier ganze Monathe in der Citadelle; und nur dann, als jeder fernere Widerstand unmöglich war, ent-floh sie in Männerkleidern nach Portugall, wo ihre Verwandten lebten.

Mit welchem Nahmen könnte ein österreichi-sches Blatt den Reihen der berühmten Frauen, die unerschütterlichen Muth, Entschlossenheit und männliche Tugenden mit allen milderen Eigen-schaften des Weibes vereinigten, würdiger schlie-ßen, als mit dem Nahmen der unvergeßlichen Kaiserinn Maria Theresia! Sie, der letzte Sprosse eines der ältesten, ehrwürdigsten Für-stenhäuser, trat ohne Heer, ohne gesammelte Schätze, vertrauend auf die Rechtlichkeit der übri-gen Mächte, die durch heilige Verträge ihr un-bestreitbares Erbrecht gesichert hatten, die wei-ten Staaten ihres Vaters nach seinem Tode an. — Da erhob sich von allen Seiten der Krieg, da hofften Raubsucht und niedriger Eigennutz, der beschwornen Verträge nicht achtend, die reiche Beute, die nur zarte weibliche Hände vertheidig-

ten, mit leichter Mühe zu theilen. Ein Feind nach dem andern stand auf, und trug den Krieg bis in das Herz ihres Reiches. Aber Theresia fand in sich, in ihrem Geiste, ihrer Entschlossenheit die Mittel, ihnen Allen zu widerstehen. Nur von dem fernen England unterstützt, das nicht kräftig genug für sie wirken konnte, both sie ihnen allein die Stirn, und erhielt sich nicht nur im Besitze beynahe aller ihrer angeerbten Staaten, sondern sie brachte sie während ihrer langen Regierung zu einem Flor und Wohlstande, den sie weder vorher jemahls hatten, noch späterhin, durch die Stürme der Zeit gestört, wieder erreichen konnten.

Und ihre Jugend hatte die Liebe im eigentlichsten Sinne verschönert. Nicht, wie sonst bey Fürstentöchtern, war ihre Ehe das Werk der Staatskunst, und ihr glückliches Gelingen ein Werk des Zufalls. Nein! Was sonst nur das Loos des Mittelstandes ist, wo die Befriedigung der edleren Triebe für den Mangel glänzender Glücksgaben entschädiget, ward ihr, der Erbinn eines der ersten Throne zu Theil. Eine heiße treue Liebe verband sie mit dem schönen und liebenswürdigen Herzoge Franz von Lothringen, der mit seinem Bruder an ihres Vaters Carl VI. Hofe erzogen

wurde. Heimliche Zusammenkünfte, ein zärtlicher Briefwechsel, verbreiteten lebhaftere Reize über die Jahre ihrer Jugend, und die schönste Frau, die reichste Erbinn ihrer Zeit, bewahrte die erste reine Flamme, die ihre jugendliche Brust entzündet hatte, treu bis zum Tode des Einziggeliebten, des Vaters ihrer vielen Kinder, gegen welche sie ihre Mutterpflichten in allem Umfange, den ihre Staatsgeschäfte erlaubten, erfüllte. Nie konnte ein anderer Mann sich rühmen, ihre Gunst besessen zu haben, und bey ungeheuchelter wahrer Frömmigkeit, bey jenen weiblichen Tugenden, die jedes Privatverhältniß geschmückt haben würden, beglückten ihre Herrschereigenschaften ein weites Reich durch die vierzig schönsten Jahre desselben.

Nicht immer indeß war es den Frauen von ausgezeichneten Talenten oder seltener Geisteskraft möglich, zugleich auch in der Sphäre der Weiblichkeit zu bleiben, und so die Tugenden ihres Geschlechtes mit männlicher Ausbildung zu vereinigen. Zuweilen hinderte das Schicksal diese Vereinigung, zuweilen lag sie gar nicht im Charak-

ter und Ideengange des Individuums. — Darum bleiben diese nicht minder merkwürdig, und verdienen in ihrer Art eben sowohl unsere Bewunderung oder Achtung, nur daß diese nie so ganz und so rein seyn kann, wie bey jenen.

Johanna d'Arc, das Mädchen von Orleans, möge diese Reihe beginnen. Aus der Geschichte sowohl als aus des unsterblichen Schillers Trauerspiel ist ihr Nahme, ihr Schicksal der Welt bekannt. Ob sie wirklich sich für eine Gottbegeisterte gehalten, ob sie von den Grafen Dünois und Baudricourt zu ihrer Rolle unterrichtet worden, wer kann nach so manchem verflossenen Jahrhunderte darüber entscheiden? Aber nimmermehr werden weder Shakespeare's patriotisch-parteyliche Darstellung, als der die Überwinderinn seiner Landsleute nur im gehässigen Lichte sah, noch Voltaire's Herabwürdigung eines hohen kräftigen Charakters jemanden, der nicht ganz vom Zeitgeiste durchkältet ist, überreden, sie nicht für ein starkmüthiges, entschlossenes, geistvolles Weib zu erkennen, von der edelsten Liebe für ihr Vaterland beseelt, ein Beyspiel und eine Beschämung gar vieler Männer ihrer und —— unserer Zeit.

Ihr gegen über stehe Agnes Sorel, von ihrem Zeitalter vor Allen die Schöne genannt —

Carls VII. Geliebte, Johannens Zeitgenossinn, Landsmänninn, vielleicht auch Freundinn; denn sie hatten beyde einerley Zweck, Carln aus seinem unrühmlichen Schlummer zu wecken, und ihr Vaterland von dem Joche des Fremdlings zu befreyen. Was Johanna auf dem gewaltigen Wege der Waffen, das versuchte Agnes auf dem der Liebe und der Überredung. Sie war es, die den in Weichlichkeit und Furcht versunkenen König zum tapferen Widerstande aufmahnte, die ihn von einer schimpflichen Flucht über die Loire durch die Drohung, ihn zu verlassen, abhielt, die ihre Güter in der Provence verpfändete, um ihm Mittel zum Kriege zu verschaffen, und die — was die größte Bürgschaft für den Gehalt ihres Charakters gibt, — die Freundinn seiner rechtmäßigen Gemahlinn war.

Ganz in einer andern Sphäre, aber nicht minder berühmt ist Helouise, mit ihr von einem Lande erzeugt. Gebildet wie wenige Männer ihres Zeitalters, voll gelehrter Kenntnisse, doch dabey unendlich liebenswürdig und durch ihre Schönheit sowohl als ihre Wissenschaft berühmt, lenkten Umgang, persönliches Verdienst und die Stimme des Ruhms die ersten Empfindungen ihres jugendlichen Herzens auf den schönen und gelehrten Abälard, der ihr Lehrer in den hohen Wissenschaften war,

und, bald von den Reizen seiner schönen Schülerinn bezaubert, Lieder zu ihrem Preise dichtete und zur Laute sang, die, in ganz Frankreich nachgesungen, Helouisens Nahmen und Reiz, mit Abälards Ruhm verbunden, durch ihr horchendes Vaterland trugen. Helouise schwebte in höheren Regionen des Ruhms und der Liebe — sie beyde das erste, schönste Paar in Frankreich, Er von allen gelehrten Männern seiner Zeit theils bewundert, theils beneidet, — Sie durch ihn und sich selbst ein Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen. Unmöglich konnte sie sich entschließen, diesen Mann, dessen Bild die Liebe mit himmlischem Glanz in ihrer Seele verklärte, zu den einengenden Bedürfnissen, zu der geistlähmenden Alltäglichkeit des Hausstandes herab zu ziehen. Sie war es, die seinen Antrag, sie zu heirathen, standhaft ausschlug, und vorzog, ihn, ohne sich, auf der glänzenden Bahn des öffentlichen Ruhms fortschreiten zu lassen. Sie liebte nur ihn, seinen Geist, seine Ehre, und als ein schreckliches Schicksal diese schimmernde Hoffnung in ihrer vollsten Blüthe zerstörte, als Abälard davon niedergeschmettert, vernichtet, in einem verzweiflungsvollen Entschlusse für sich und sie eine feindselige Beruhigung fand — als er sie zwang, die Welt zu verlassen, in der Er nicht

mehr glänzen konnte, — da folgte sie standhaft, obgleich nicht ohne inneren Kampf, seinem Wunsche, der dem liebenden Weibe Befehl war, entsagte, in einem Alter, wo Schönheit und Ruhm ihr ein genußreiches Leben sicherten, allen Freuden desselben, und begab sich in klösterliche Mauern. Auch hier noch lebte das Andenken des Jugendgeliebten in seiner ersten Klarheit und Reine immerfort in ihrer Seele. In dem grämlichen, zanksüchtigen, eigensinnigen Manne liebte sie noch den schönen, glänzenden, bewunderten Jüngling der vergangenen Jahre. Ihre Briefe an ihn, die theils gelehrte Erörterungen, theils weise und zweckmäßige Einrichtungen für das Kloster, dem sie als Äbtissinn vorstand, betreffen, sind voll von Zügen ihrer unauslöschlichen Liebe zu ihm. Oft milderte ihr weicher Sinn die Schärfe und Bitterkeit seiner Ansichten, oft verbesserte ihr richtiges Gefühl seine leidenschaftliche Hitze. So dauerte ihr Verhältniß bis an seinen Tod, den sie um 21 Jahre überlebte. Sie starb in einem beträchtlichen Alter, geachtet und geliebt von ihren Untergebenen und der Welt, die, ungeachtet ihrer sonderbaren Denkart über weibliche und häusliche Verhältnisse, der inneren Würde ihres Charakters seit sieben Jahrhunderten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Beyspielloses Unglück erwecket in festen Gemüthern oft beyspiellosen Muth, und steigert die innere Kraft des Gemüthes zu einer bewundernswürdigen Höhe. So zeigte sich Johanna von Neapel, die Enkelinn Robert des Weisen von Anjou. Nach ihres Vaters Tode, der sie als eine unmündige Waise verließ, verlobte sie ihr Großvater mit Andreas, Prinzen von Ungarn, der ebenfalls aus dem Hause Anjou abstammte. Die Gemüthsart dieses Prinzen ließ ihn bald diesen Schritt bereuen; aber es war zu spät, und ihm nichts übrig, als bey seinem Tode Johannen zur alleinigen Erbinn seiner Staaten einzusetzen, ohne ihrem Gemahl irgend einige Macht einzuräumen.

Johanna war jung, schön, belesen, gebildet; — ihr Loos an der Seite eines rohen Mannes, der keinen ihrer Vorzüge zu schätzen wußte, mußte daher sehr traurig seyn. Indeß gerieth Andreas auf den Einfall, sich zum Könige von Neapel krönen zu lassen, und bewirkte es auch durch seine Unterhändler am Römischen Hofe. Das empörte die Neapolitanischen Großen, und sie sannen darauf, sich den verhaßten Fremdling vom Halse zu schaffen. Der Mordanschlag wurde ausgeführt, Johanna sah sich von einem unerträglichen Manne befreyt;

aber sein Tod, statt ihr Lebensglück zu sichern, war eine neue Quelle anhaltender Unglücksfälle. Die Welt, die ihr Verhältniß gekannt hatte, hielt sie für mitschuldig an seinem Tode, so strenge Untersuchungen sie auch über seine Mörder hatte ergehen lassen, und Ludwig, König von Ungarn, des Ermordeten Bruder, kam mit einem Kriegsheere, das Blut seines Bruders zu rächen. Johanna entfloh nach der Provence, indem sie ihren Sohn Charobert in den Händen ihrer Großen zurück ließ, denen sie rieth, sich dem Könige lieber nicht zu widersetzen, um das Land nicht größeren Übeln bloß zu stellen. Ludwig zog in Neapel ein, Alles wich zitternd vor ihm; er bestrafte alle jene auf's grausamste, die an dem Tode des Andreas Antheil gehabt hatten, und richtete das Reich nach seinem Willen ein. Unterdessen hatte Johanna vom Papste die Lossprechung von allem Verdacht an dem Mord ihres Gemahls erhalten; sie kehrte zurück. Alles eilte zu ihren Fahnen; Ludwig mußte ihre Ansprüche anerkennen. Er verließ Neapel, aber nahm ihren Sohn Charobert, seinen Neffen, mit sich, der in dem ungewohnten Klima bald darauf starb. Sie vermählte sich noch zwey Mähl, mit Ludwig von Tarent und Jacob von Majorca. Beyde starben bald nach einander. Nun beherrschte sie

allein das ganze Reich, und brachte es durch ihre weisen Maßregeln auf einen solchen Grad von Blüthe, Ruhe und Reichthum, daß ihre Regierung als ein goldenes Zeitalter in den Jahrbüchern Neapels gepriesen wird. Besonders erfreuten sich Künste und Wissenschaften der Unterstützung dieser gelehrten und verständigen Fürstinn. Um das Reich nicht der Gefahr eines Successions-Krieges auszusetzen, nahm sie den Prinzen Carl Durazzo an Sohnes Statt an. Als sie aber kurze Zeit darauf sich zum vierten Mahl mit Otto von Braunschweig vermählte, fürchtete er, seine Hoffnung auf den Thron vernichtet zu sehen, und benutzte den Zwiespalt einer doppelten Papstwahl, um Johannen von dem einen derselben, den sie nicht als Oberhaupt der Kirche erkennen wollte, in den Bann thun, ihrer Länder berauben, und diese sich zusprechen zu lassen. Das Volk, erschrocken über diesen Fluch, verließ Johannen; und sie sah sich beynahe ohne Hülfe. Ihr Gemahl sammelte die wenigen Getreuen, die ihr noch anhingen, und sie sandte nach Frankreich um Unterstützung, indem sie zugleich den Bruder des Königs Ludwig von Anjou an Durazzo's Stelle für ihren Nachfolger erklärte. Unterdessen vereinigte sich das Volk um Durazzo's Fahnen, und die Königinn ward in ihrem Schlosse belagert. Mit Seh-

sucht erwartete man die Französische Flotte; — das Schloß konnte sich nicht mehr halten. Endlich, da auch ihres Gemahls letzter Versuch, es zu entsetzen, mißlang, ließ sie die Thore öffnen. In dem Augenblicke erschien die Flotte. Durazzo, von dieser unerwarteten Hülfe erschreckt, suchte Johannens gerechten Zorn durch scheinbare Unterwürfigkeit zu entwaffnen; aber sie, klüger als er, forderte bloß ein Gespräch mit den Anführern der Flotte und freyes Geleit für sie. Sie kamen; Johanna erklärte ihnen noch ein Mahl ihren festen Willen, daß Ludwig von Anjou ihr Nachfolger werden, und daß sie sich nie dem Durazzo unterwerfen sollen. Sie selbst blieb in seiner Gewalt zurück, der, nun erbittert durch diesen letzten Schritt, sie wie eine gemeine Gefangene behandeln, und endlich auf Verlangen ihres alten Feindes, des Königs von Ungarn, ermorden ließ.

Ein Gegenstück zu Johannens Loos biethet das Schicksal der durch ihre Schönheit und ihr Unglück gleich berühmten Maria Stuart dar. Jedermann kennt ihre Geschichte. An dem glänzenden üppigen Hofe von Frankreich erzogen, schön, lebhaft, voll Talente, ausgebildet wie wenige ihres Geschlechtes, (sie redete mehrere Sprachen, spielte die Laute, sang und dichtete sogar —), fühlte sie

sich bestimmt, das Leben, das sie so lieblich, so fröhlich ansprach, auch recht fröhlich zu genießen. Ihr Herz hatte Rechte, und behauptete sie. Darüber wurde nun freylich oft die Stimme der Klugheit, ja der Vernunft überhört; aber es ist auch eben so gewiß, daß Mißgunst, fremde Herrschsucht, Übermuth des lange ungebändigten Schottischen Adels, und vor allem Religions-Haß und Secten-Geist, dieser jungen, in den kalten Tiefen der Politik noch nicht erfahrnen Fürstinn Hindernisse und Gefahren in den Weg legten, die zu beseitigen eine Klugheit, Besonnenheit und Geisteskraft nöthig waren, wie sie nur wenig Fürsten, ja überhaupt nur wenig Menschen in ihrer Lage gehabt haben würden. Von dem Verdachte eines Antheils an dem Morde ihres Gemahls, Heinrich Darnley, haben die Untersuchungen der neueren Geschichtforscher sie losgesprochen; indessen haben jene Eigenschaften, die sie oft unendlich liebenswürdig machten, sie doch auch zu Handlungen hingerissen, die ihr weder als Königinn noch als Weib geziemten, und die durchaus weder vor dem Richterstuhle der Klugheit noch der Tugend gerechtfertiget werden können, z. B. ihre Ehe mit Bothwell, den die ganze Welt für den Mörder Darnley's und ihren Mitschuldigen hielt. Unendlich wahr und richtig hat Schiller in dem

Trauerspiele, das ihren Nahmen trägt, ihren Charakter, in der Scene mit Kennedy im ersten Act, in dem Tone, den Mortimer sich gegen sie erlaubt, in dem Monolog im Garten, endlich in der Liebe ihrer Leute und in Melvil's schwärmerischer Ergebenheit gegen seine unglückliche Gebietherinn dargestellt. So muß Maria gewesen seyn, um so gehandelt zu haben. Nur ein warmes treues Gemüth wird so treu und warm von denen, die es zunächst umgeben, geliebt. Nur ein großes Herz, erhaben über die engen Maßregeln gewöhnlicher Klugheit, ist fähig, den Gedanken zu fassen, sich in der höchsten Bedrängniß in die Arme der erklärten Feindinn zu werfen; denn nur ein großes Herz, das sich selber fühlt, traut auch Anderen die Größe zu, eine solche Lage nicht zu mißbrauchen, und das Unglück, das edle Zutrauen auch an einem verhaßten Gegenstand zu ehren.

Welche Folgen dieser Schritt hätte, ist bekannt. Auf eine höchst widerrechtliche Weise bemächtigte Elisabeth sich der Person ihrer Gegnerinn, hielt sie als eine Gefangene, zog sie vor ein gänzlich unbefugtes Gericht, und behandelte sie überhaupt nicht als eine freye selbstständige Königinn, sondern als ihre Untergebene, von deren Handlungen sie Rechenschaft zu fordern berechtiget sey. Die Ver-

suche, welche Maria während einer neunzehnjährigen, mitunter sehr harten Gefangenschaft zu ihrer Befreyung machte, konnten nur das immer rege Mißtrauen und die schlaue Politik ihrer Feindinn, welche sich jedes Mittel zu ihrem Zwecke erlaubt hielt, als staatsgefährlich und hochverrätherisch ansehen, oder wenigstens der Welt in diesem Gesichtspuncte zeigen. Als jede Hoffnung verloren und Maria von der Gewißheit ihres Unterganges überzeugt war, ergab sie sich mit Fassung in ihr Schicksal, und ging dem Tode mit eben der Würde entgegen, mit welcher sie ihr langes Unglück ertragen hatte. Wenn auch der Gedanke, als eine Märterinn für ihren Glauben zu sterben, einige Exaltation in die Stimmung ihrer letzten Augenblicke bringen mochte, so beweisen doch die Ruhe und Heiterkeit, womit sie starb, für die Güte ihres Bewußtseyns, das unmöglich mit einer schweren Schuld belastet gewesen seyn kann.

Ganz in jedem Stücke das Gegentheil von diesem Charakter war der ihrer Nebenbuhlerinn Elisabeth. In der harten Schule des Unglücks erzogen, bewies sich an ihr, was nur zu oft der Fall ist, daß Unglück nur ein mildes Gemüth noch milder, ein festes, sprödes hingegen noch schärfer und härter macht. Was indessen ihr Gefühl an Weich-

heit verlor, gewann ihr Geist an Festigkeit, Klarheit und Umfang von Kenntnissen. Sie benutzte die Einsamkeit des Towers zu ihrer Ausbildung, und stieg aus dem Kerker auf den Thron. Wenn bey Maria nur zu oft das Gefühl die Oberhand über den Verstand erhielt, so wußte Elisabeth jede Regung ihres Herzens dem Ausspruche der Klugheit und Besonnenheit zu unterwerfen; man kann sagen, daß in Maria das Weib über die Königinn, bey Elisabeth hingegen die Königinn über das Weib herrschte. Dennoch war sie nichts weniger als frey von den Schwächen ihres Geschlechtes. Eitel auf ihre Gestalt, bis zum kleinlichen Neid auf ihre reizendere Nebenbuhlerinn, eingebildet auf Vorzüge und Talente, die nur das Weib des Mittelstandes zieren, und bey einer Herrscherinn nicht in Betracht kommen, hatte sie die Fehler der Weiblichkeit, ohne die Liebenswürdigkeit derselben zu besitzen, die Marien so unwiderstehlich machte. Selbst in die zärtlichen Gefühle ihres Herzens mischte sich Herrscherlaune und Stolz, und es scheint, sie glaubte in der Liebe eben so unumschränkt befehlen zu können, als im Cabinette. — Dieß beweiset ihr Verhältniß zu Leicester und Essex, wovon sie den ersten — wenigstens dem Scheine nach — zu Mariens Gemahl bestimmt hatte. So viele Gerechtigkeit man

ihren Fürstentugenden widerfahren lassen muß, wodurch sie ihr Reich nach langen inneren Zerrüttungen zu jenem Grade von Blüthe und Kraft empor hob, die der Grund seiner jetzigen Macht ist, so wenig scheint sie als Frau liebenswürdig gewesen zu seyn. Das mag sie wohl selbst gefühlt haben; und vielleicht entstand gerade aus diesem Selbstbewußtseyn der brennende Haß gegen eine Nebenbuhlerinn, die ihr so nahe stand, daß niemand sich der Vergleichung erwehren konnte, und die alle jene Eigenschaften in hohem Grade besaß, welche Elisabethen fehlten. Nur zu oft bemerkt man selbst an ausgezeichneten Geistern ein unseliges Verlangen, sich gerade in jenen Fächern zu zeigen, wozu die Natur ihnen Geschick und Anlage strenge versagt hat. — So wollte Elisabeth, die eine große Regentinn war, auch eine liebenswürdige Frau seyn; und dieses Streben verleitete sie zu so manchen Fehltritten, und war vielleicht mehr Schuld an Mariens Tode, als die politischen und religiösen Rücksichten, die den Deckmantel zu jener entsetzlichen That leihen mußten.

Auch das Ende dieser Königinn ist charakteristisch. In einem sehr vorgerückten Alter (sie war über 60 Jahre alt) war ihr Verhältniß zu dem 34jährigen Grafen von Essex so sonderbar, daß

man einerseits nicht zweifeln kann, es haben noch Regungen von zärtlicher Art in ihrer Brust gelebt, und auf der andern die Mischung von Stolz, Laune und Härte unbegreiflich ist, womit sie diesen geliebten Günstling behandeln, und endlich — er war allerdings des Hochverrathes schuldig — zum Tode verdammen konnte. Essex hatte von ihr in schönern Zeiten einen Ring empfangen, von dem sie ihm erlaubte, in der dringendsten Noth Gebrauch zu machen. Nie, während aller seiner Verfolgungen und langen Leiden, hatte er diese Begünstigung genützt. Als aber sein Todesurtheil unterschrieben war, übergab er dieses Pfand der königlichen Freundschaft einer Dame, mit der Bitte, es der Königinn einzuhändigen. Elisabeth hatte diesen Schritt erwartet; die Dame, deren Gemahl ein unversöhnlicher Feind des unglücklichen Essex war — behielt den Ring. Elisabeth deutete das Nichtzurückstellen des Kleinods als unverzeihliche Halsstarrigkeit, und Essex wurde hingerichtet. Zwey Jahre nach seinem Tode gestand jene Dame der Königinn auf ihrem Todbette ihr Vergehen, die Unterschlagung des Ringes. Elisabeth wüthete, nur mit Mühe hielt man sie ab, die Sterbende nicht zu mißhandeln; — aber von diesem Augenblicke an war ihr Innerstes zerstört. Ohne Speise und Trank, ohne auf Trost oder Bit-

ten der Ihrigen zu hören, lag sie zehn Tage und Nächte angekleidet auf der Erde, nur auf einen Fußteppich und etliche Kissen gebettet, immer schweigend, den Finger im Munde, die Augen auf den Boden geheftet; und so verschied sie endlich — eben so seltsam und bedeutend, als es die meisten Züge ihres Charakters gewesen waren.

Zu nahe an unserer Zeit steht Katharina II. von Rußland, als daß bey so vielen dunkeln Stellen ihres Charakters und ihrer Geschichte sich die Mitwelt ein freymüthiges und ganz unbefangenes Urtheil erlauben könnte. Ob die Ermordung ihres Gemahls wirklich nur Nothwehr war und Abhaltung des gleichen Schicksals, das ihr von ihm zugedacht gewesen, ob die Beseitigung des unglücklichen Ivans, dessen Mörder auf dem Blutgerüste sterben mußte, nicht ihr Befehl, oder ob es eine Maßregel der Politik war, um das Reich vielleicht vor dem Unglück eines Bürgerkrieges zu bewahren, — wer wagt es jetzt schon, darüber abzusprechen? Viele, die sie näher gekannt haben, haben Bewunderung und Achtung für sie geäußert. Sie war Regentinn im wahren Sinne des Wortes. Stets nur für die Aufnahme ihres Staats besorgt, und diese Aufnahme auf den sichersten klügsten Wegen bezweckend, hat sie das Werk des großen Peter

mit eben so viel Weisheit als Standhaftigkeit durchgeführt, sie hat für die Ausbildung und Cultur ihres Volkes auf's zweckmäßigste gesorgt, sie hat Künste und Wissenschaften in ihrem Reiche unterstützt und verbreitet, im Auslande geehrt und ausgezeichnet; ja es existiren sogar einige dramatische Werke, welche sie zur Verfasserinn gehabt haben sollen. So mittelmäßig ihr ästhetischer Werth ist, so erhalten sie ihre Merkwürdigkeit und ihr Interesse von dem Umstande, daß eine Fürstinn, die ihre Pflichten als solche so genau und so wirksam befolgte, noch Muße und Stimmung hatte; um sich mit der dramatischen Poesie zu beschäftigen. Von ihren Verhältnissen zu ihren Lieblingen sollen diese Blätter ganz schweigen. Die Welt kennt sie ohne dieß; — und so ist die Erwähnung wie das Urtheil darüber überflüssig. Katharina war dessen ungeachtet eine der größten Regentinnen ihrer und der vergangenen Zeit; sie hat ihr Reich zu der Größe und Bedeutenheit gebracht, auf der wir es jetzt noch sehen, sie hat ihm die große, die entscheidende Stimme in den Verhandlungen der Europäischen Mächte verschafft, deren es sich jetzt noch erfreut, und so ist sie, nebst unserer edeln großen Theresia, die zweyte höchst merkwürdige Frau, welche so gar

das achtzehnte, sonst ziemlich verweichlichte Jahrhundert hervor brachte.

Ohne Zweifel würde sich dieses Verzeichniß noch sehr vergrößern lassen; und besonders müßten sich in der Geschichte der Französischen Revolution, wo, wie in allen großen Krisen der Menschheit, gewaltige Schicksale auch gewaltige Menschen hervor riefen und bildeten, viele Beyspiele weiblichen Heldenmuthes und hoher Kraft und Treue auffinden lassen. Es wäre gewiß eine belohnende Arbeit, sie hervor zu suchen, und so aus jenem Chaos von Blut, Schrecken und Grausamkeiten die einzelnen schönen Keime der Menschheit, die sich in ihm entfalteten, der Vergessenheit zu entziehen, damit, wenn einst die Nachwelt sich schaudernd von dem Gemählde unserer Tage wendet, jene sanften guten Geister ihr erscheinen, und sie wieder mit uns versöhnen mögen.

Nicht ausgezeichnete Talente oder Herrschereigenschaften, aber eine Liebenswürdigkeit, welche die Quelle ihres Unglückes war, indem sie die zarżesten Empfindungen ihrer Herzen in harten Kampf

mit kalter eiserner Politik brachte, hat mehrere Frauen der Vorwelt ausgezeichnet, und sie unserem Andenken theuer gemacht. Es sind solche, die, im niedrigen oder Mittelstande geboren, durch ihre Reize und Tugenden die Liebe von Fürsten erwarben, und größten Theils ein Opfer ihrer Mißverhältnisse wurden. Unter ihnen ist Philippine Welserinn, die Gemahlinn Erzherzogs Ferdinand von Österreich (Kaiser Ferdinand I. zweytgebornen Sohns) vielleicht die einzige, welche das Glück genoß, mit dem Manne ihrer Liebe dreyßig Jahre in einer ruhigen Ehe zu leben, und ihre Söhne zwar nicht mit dem erzherzoglichen Titel beehrt, aber doch als Fürsten in bedeutenden Ämtern und Würden zu sehen. Sie war die Tochter eines Augsburgischen Patriciers, von uraltem Geschlechte, dennoch nicht alt und nicht mächtig genug, um eines Erzherzogs von Österreich vom Lande und der Welt anerkannte ebenbürtige Gemahlinn zu seyn. Vielleicht lag ihr günstigeres Schicksal in dem Umstande, daß ihr Gemahl nicht zum Erben der Österreichischen Staaten bestimmt, sondern nur Regent von Tyrol war, indeß sein älterer Bruder Maximilian die Kronen seines Vaters und des Deutschen Reiches trug. Da verschwand das Mißverhältniß im Schatten eines

untergeordneten Ranges, und die Kinder, die kein angebornes Recht auf Kronen besitzen konnten, hatten auch keine zu erben. Vielleicht aber bewahrte sie der milde Genius des Österreichischen Hauses vor einem blutigen Schicksale, das sie, jener Umstände ungeachtet, in einem anderen getroffen haben würde, dieses Hauses, das in einer langen Reihe von Jahrhunderten, bey so gewaltiger Kraft und Herrschaft, bey so mannigfachen Schicksalen der Männer und Frauen desselben wohl unzählige Beyspiele von inniger treuer Gatten- Ältern- Bruderliebe — nicht viele von Zwistigkeiten unter nahen Verwandten — gar keinen von jenen empörenden oder blutigen Auftritten zeigt, die die Geschichten anderer Dynastien beflecken, und dem Dichter häufigen tragischen Stoff geben, den er in der Geschlechtsfolge des Österreichisch-Habsburgischen Hauses vergebens suchen würde.

So bearbeitet und dargestellt, ist das unglückliche Geschick der Inez de Castro, so wie der Agnes Bernauerinn, der Welt nur zu bekannt. Diese letztere, eine Baderstochter von Augsburg, gewann durch ihre Schönheit oder Tugend die Liebe Albrechts von Baiern-München, Herzogs Ernst Sohn. Mehrere Monathe widerstand sie entschlossen seinen Bewerbungen, und wurde end-

lich, nur als rechtmäßige Gemahlinn, sein. Er führte sie auf seine Veste Vohburg, und dachte, dort ein stilles glückliches Leben mit ihr zuzubringen; aber ein Befehl seines Vaters entboth ihn zu einem Turnier, und dort ließ er ihn, als einen, der der Ehre des ritterlichen Kampfes, um seiner Verbindung mit einer gemeinen Dirne wegen, unwürdig wäre, vor dem ganzen Baierischen Adel schimpflich von den Schranken weisen.

Diese Erniedrigung empörte Albrechts Herz, und da man ihm zu gleicher Zeit befahl, Agnesen zu entsagen, rüstete er sich zum öffentlichen Kampfe gegen seinen Vater. Da riethen seines Vaters Vertraute diesem, den Weg der List und Güte zu versuchen. Es ward eine Gesandtschaft nach Vohburg geschickt, Herzogen Albrecht zum gütlichen Gespräche mit seinem Vater einzuladen; und als des Sohnes Herz dieser Aufforderung nicht widerstand, und er mit den Rittern nach München zu seinem Vater zog, bemächtigte man sich in seiner Abwesenheit der unglücklichen Agnes, und stürzte sie in Straubing von der Brücke in die Donau.

Ungefähr ein ähnliches Schicksal hatte Inez de Castro. Don Pedro, Infant von Portugall, Alphons des Kühnen Sohn, hatte nach dem

Tode seiner ersten Gemahlinn Constantia, mit der er mehrere Kinder und auch einen künftigen Thronerben, Ferdinand, erzeugt hatte, die schöne Inez aus dem edlen, mit dem königlichen Stamme verwandten Hause Castro geliebt, und, da er seines Vaters Einwilligung zu dieser zweyten Heirath nicht zu erlangen hoffte, sich heimlich, aber mit allen nöthigen Förmlichkeiten, vermählt, ja selbst des Papstes Erlaubniß dazu angesucht, der sie ihm auch in einer eigenen Bulle ertheilte, vermuthlich weil Inez mit dem Infanten verwandt war. Still und verborgen lebte Inez in dem Claren - Kloster zu Coimbra, glücklich durch die Liebe ihres Gatten und durch vier Kinder, die nach und nach die Seligkeit ihrer Verbindung erhöhten. Da fing endlich der König, oder vielmehr des Königs Günstlinge, welche fürchteten, daß nach des Vaters Tode, die Familie der Inez in der Gnade des Thronfolgers höher stehen und sie verdrängen möchte, an, Verdacht zu schöpfen, und diese Verbindung, die man zuerst nur für eine flüchtige Liebe hielt, für gefährlich anzusehen. Man suchte den alten König zu überreden, daß, wenn der Infant wirklich mit Inez verheirathet sey, ihre Kinder einst denen von seiner ersten Gemahlinn Eintrag thun könnten. —

Alphons ging in die Ansicht seiner Günstlinge ein, und stellte seinen Sohn zur Rede, indem er ihn fragte, ob er wirklich mit Inez vermählt sey, und, wenn er es nicht wäre, ihm geboth, ihr zu entsagen. Der Infant wagte weder das Erste zu gestehen, noch konnte er das Letzte versprechen; da entschloß sich der König, die gefürchtete Schnur heimlich ermorden zu lassen. Don Pedros Mutter und der Erzbischof von Braga warnten den Prinzen. — Unmöglich konnte dieser seinen Vater eines so grausamen Entschlusses fähig halten, und achtete ihrer Warnungen nicht. Als der König ihn eines Tages auf der Jagd beschäftigt wußte, eilte er mit seinen Vertrauten ins Claren-Kloster, mit dem Vorsatz, Inez zu ermorden. Die Unglückliche warf sich mit ihren Kindern dem harten Vater zu Füßen; ihre Thränen, ihre Reize entwaffneten für einen Augenblick seinen Zorn — er konnte sich nicht entschließen, sie zu tödten. Aber so wie er das Kloster verlassen hatte, und ihr Bild ihm nicht mehr vor Augen schwebte, ließ er die blutige That durch seine Getreuen, Alvaro, Coelho und Pacheco, vollziehen.

Nur die kluge Vermittelung der Königinn und des Erzbischofs verhinderte den Ausbruch eines offenbaren Krieges zwischen dem tiefgekränk-

ten Sohn und dem grausamen Vater. — Die Mörder der Inez flüchteten sich vor der Rache des Prinzen nach Castilien. Als dieser aber zwey Jahre darauf nach Alphonsens Tode den Thron bestieg, erhielt er durch einen Gegendienst ihre Auslieferung von dem Könige von Castilien, und sie mußten dem Schatten seiner geliebten Gemahlinn zum Sühnopfer fallen. Hierauf ließ er ihre Leiche unter einer feyerlichen Begleitung aus dem Claren-Kloster, wo sie beygesetzt war, abhohlen, und, mit königlichen Kleidern bedeckt, auf den Thron setzen. In Gegenwart vieler Großen wurden die Acten seiner gesetzmäßigen Vermählung mit der Verstorbenen, die päpstliche Bulle, und alle Zeugnisse, die sie als wirkliche Gemahlinn des Infanten, und also als jetzige Königinn von Portugall erklärten, abgelesen. — Die Anwesenden mußten die Schleppe der Entseelten als ihrer Landesfürstinn küssen; — dann wurde die Leiche wieder unter eben so viel Feyerlichkeiten, von vielen tausend Menschen, die Fackeln trugen, begleitet, nach Alcobaza getragen und dort in einem prächtigen Grabmahle von weißem Marmor zur Ruhe gebracht, auf dem ihr Bild, mit einer königlichen Krone geziert, die Liebe ihres

unglücklichen Gemahls, womit er sie noch im Tode ehren wollte, bezeugte.

Immer war es der edelste Beruf der Frauen, die wilde Kraft des Mannes durch Sanfmuth zu bezwingen, und den rohen Jäger und Krieger in die schöne Bahn häuslicher Tugend und geselliger, milder, veredelter Sitte zu leiten. Daher daß die Geschichte so vieler Frauen erwähnt, welche ihre heidnischen Gatten zur christlichen Religion beredet hatten, zu dieser Religion, der wir vorzugsweise in Europa die Civilisation der rohen Völker verdanken, welche auf den Trümmern des römischen Staates von allen Seiten über die erschrockene Welt herein brachen. So war Chlotilde, die den Fränkischen Chlodwig und sein Volk, Lidwina, welche die Böhmen, Gisela, die ihren Gemahl Stephan und durch ihn seine Ungarn, die Böhmische Dombrowska, die den Herzog Micieslav und die Pohlen zum Christenthume gebracht.

Vielleicht könnte diese Zahl noch vergrößert werden, wenn man die Geschichte recht aufmerk-

sam in dieser Hinsicht durchginge. — Jedes solche Beyspiel wäre dann ein Beleg mehr zu dem, was Schillers heilige, ewig wahre Muse singt:

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Über den Volksausdruck in unserer Sprache:

Ein ganzer Mann.

1809.

Es ist bey uns in Österreich, und vielleicht auch im übrigen Deutschland, üblich, in der vertraulichen Sprechart von einem tüchtigen oder tapferen oder sehr redlichen Manne, mit einem Worte, von einem vorzüglichen Menschen zu sagen: Das ist ein ganzer Mann! — das sind ganze Leute! Mir scheint dieß Beywort ganz mehr Sinn zu enthalten, als man beym ersten Anblicke glauben sollte, und eine Art stillen Vorwurfes für unser Zeitalter darin zu liegen.

Als noch Luxus und Übermuth die Verfeinerung der Lebensweise nicht auf den höchsten Grad

getrieben hatten, als noch so ziemlich, was ein Haus, selbst ein reiches, großes, bedurfte, in demselben oder wenigstens im Vaterlande verfertiget wurde, als die Elemente, die das Gebild der Menschenhand hassen, den ihnen näheren Menschen gewaltig umgaben, und in ihren großen Verhältnissen auf ihn wirkten, daß er sich ihrer kräftig erwehren und im ungleichen Kampfe Stärke und Geschicklichkeit bewähren mußte, da mußte auch derselbe Mensch alle schlummernden Anlagen seines Geistes und Körpers wecken, um seinen Bedürfnissen abzuhelfen, da entfaltete sich in ihm die Menschheit vollständig, da wurde er im rechten Sinne ein ganzer Mensch, ein Wesen, das in jeder Beziehung und Richtung entwickelt, vollendet da stand. Zu jener Zeit — die Geschichte hat sie schon öfters wiederhohlt, weil ähnliche Ursachen stets ähnliche Wirkungen hervorbringen, und das Rad der Weltbegebenheiten ewig kreisend wiederkehrt — zu jener Zeit fand man dann, was sich jetzt in Vielen einzeln zeigt, in einem Einzigen vereiniget. Der Krieger war Staatsmann, der Staatsmann Redner, Dichter, Philosoph, oft alles dieß in einer Person, wie wir es an den Männern der schönsten Zeit Griechenlands und Roms, an einem

Äschylus, Thucydides, Xenophon, einem Cäsar, Cicero *) u. s. w. bewundern.

So glänzen aus dem so oft mit Unrecht verschrieenen Mittelalter uns die romantischen Gestalten entgegen, bey denen Geist und Körper gleich thätig, rührig und frey geübt wurden. Das waren die ganzen Menschen, die in mehr als Eine Lage des Lebens paßten, in deren starken Gemüthern Ritterthum und Staatskunst, Religion und Poesie

*) Äschylus, der Trauerspieldichter, focht die Schlachten seines Vaterlandes mit, wie Thucydides den Peloponnesischen Krieg, den er zum ewigen Muster aller Geschichte selbst beschrieb. Xenophon führte seine zehn tausend Griechen aus dem Herzen von Asien bis in sein Vaterland zurück, ein Unternehmen, mit dem noch jetzt, als einem unerreichbaren Vorbilde, alle berühmten Rückzüge neuerer Feldherrn verglichen werden; dann schrieb er die Geschichte davon, die Cyropädie und noch andere Werke. Was Cäsar und Cicero gewirkt und geschrieben haben, ist bekannt. Minder vielleicht, daß Petrarca sehr thätig in die Angelegenheiten seines Vaterlandes eingriff, und Camoens, der Verfasser der Lusiade, ein eben so tapferer Krieger als großer epischer Sänger war.

blühten, die im Gefühle ihrer Kraft, vielseitig angeregt, die Thaten unternahmen, die Gesänge sangen, die das Erstaunen und die Freude der späten Nachwelt geworden sind. So waren die Schwäbischen Kaiser, so war Maximilian der Erste, Franz der Erste, von Frankreich, Camoens, Petrarca, Georg von Freindsberg und viele Andere, die wir finden würden, wenn wir die Geschichte in dieser Hinsicht durchforschen wollten.

Jetzt ist Alles scharf und bestimmt gesondert, der Gelehrte, der Staatsmann, der Krieger, der Künstler — scharf und genau, wie in dem Castensysteme des Orients; und dieses Castensystem war es auch von jeher, was der Erschlaffung von der einen, dem Despotismus von der anderen Seite den breiten offenen Weg bahnte. Wer einmahl in unserer Zeit sich einen Stand erwählt hat, richtet alle seine Kräfte, Fähigkeiten und Wünsche nur dahin; nur in dieser Rücksicht bildet er sich aus, nur was ihm zum Fortkommen auf dieser Bahn frommt, hat Werth für ihn, und alles Übrige bleibt ihm fremd und gehaltlos. Das gibt dann die halben, die Viertel- und Achtel-Menschen unserer Zeit, die, wie jene Arbeiter in Fabriken, nur ein kleines Theilchen des Ganzen zu bearbei-

ten verstehen, und, wenn das Schicksal sie einmahl unsanft aus dem altgewohnten Geleise stößt, sich nirgend mehr zu finden, zu helfen wissen. Es ist wahr, daß jede einzelne Wissenschaft, jede Kunst oder jedes Gewerbe für sich dadurch an Vollkommenheit gewinnt, wie denn auch, um das vorher gebrauchte Gleichniß fortzusetzen, jene Fabrik die vollendetsten Producte liefern wird, wo jede kleinere Arbeit, ja jeder Handgriff das Geschäft eines eigenen Menschen ist, der nun sein ganzes Leben hindurch gar nichts anderes thut, als diese Kleinigkeit Millionen Mahl zu wiederhohlen. Aber wenn es auch scheint, als ob durch diese bestimmte Trennung der Stände und Arbeiten, besonders des Wehr- und Nährstandes, dieser erst recht Muße erlangt hätte, sich seinem Fleiße ganz zu ergeben, und in ruhigen Städten oder auf dem Lande (indeß ein Theil der Mitbürger, als eben so viele devotae morti victimae, den Staat vor feindlichen Einfällen schützen muß) Feldbau, Künste und Gewerbe zu der höchsten Vollendung zu bringen, so ist doch noch erst die Frage, ob denn diese Vollendung, diese auf's höchste getriebene Verfeinerung aller Bequemlichkeiten und Bedürfnisse wirklich Gewinn für die Menschheit sey, ob immer steigender Reichthum und Luxus wirklich die

Völker glücklicher machen, ob die sittliche Ausbildung immer gleichen Schritt mit der politischen und Verstandescultur halte? Nur zu leicht gebiert die Möglichkeit, jeden, auch den üppigsten, Wunsch zu befriedigen, Ekel und lange Weile, nur zu leicht erschlafft der überreizte Sinn in seinen lüstern ersonnenen Genüssen, und unersättliche Habsucht, Begierde zu glänzen und elender Kleinigkeitsgeist treten an die Stelle des frischen frohen Lebensgenusses.

Indessen, dieser Gang des menschlichen Geistes ist eine Folge seiner natürlichen Anlagen, und darum unaufhaltsam. Aber nichts steigt in's Unendliche fort; jede Anstalt, jedes Verhältniß, jedes Schicksal haben ihre Gipfel, ihr Höchstes, das zu überschreiten, die Nemesis mit dem bändigenden Zügel warnt, und die ungehörte Warnung schrecklich straft.

Mächtig und auf allen Seiten ruft uns die Natur von dem Abwege einseitiger Ausbildung zur harmonischen Übung aller unserer Fähigkeiten zurück, indem sie uns bald den göttlichen Funken der Vernunft in dem bloß sinnlich gebildeten Menschen ganz unterdrückt weiset, bald den siechen Gelehrten, den kränkelnden Philosophen zeigt, der sich zuletzt schrecklich selbst überlebt, und der erstaun-

ten Mitwelt das traurige Schauspiel der wiederkehrenden Kindheit und Blödigkeit gibt.

Tausend andere Übel, übertriebene Weichlichkeit, unmäßiger Wunsch nach Ruhe, die den verwöhnten Städter jede Anstrengung, jede Entbehrung als ein Unglück fürchten, und den Staatsmann, den Gelehrten vor dem bloßen Gedanken der Selbstvertheidigung zittern machen, herzlose Gleichgültigkeit gegen jede Regierungsform, wenn sich's nur unter ihr ruhig athmen und im gewohnten Geleise fortschreiten läßt, diese unselige Stimmung oder Herabstimmung, welche in neueren Zeiten Völker und Reiche sich gutwillig unter ein fremdes Joch beugen, und ruhige Knechtschaft dem unruhigen Kampfe für Selbstständigkeit vorziehen hieß, das alles sind die unseligen Folgen der scharfen Sonderung der Stände, und ihre geheime Quelle liegt vielleicht in der, durch die allmähliche Ausbildung des jetzigen Staatensystemes nothwendigen Errichtung stehender Armeen. Vielleicht hat aber auch kein Moment der fortschreitenden Cultur dem Menschengeschlechte so viel Schaden gethan, keiner den Keim seiner künftigen Zernichtung so sicher in sich getragen, als dieser.

Als zuerst in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters die Menschen, um den Angriffen des

Adels und den Einfällen barbarischer Horden zu entgehen, sich in Städte versammelten, und dort hinter schützenden Mauern frey und sicher wohnten — da fingen Gewerbe und Handel an, in den ruhigen Freystätten empor zu blühen, da regte sich Fleiß und Betriebsamkeit, da floß der Reichthum ferner Länder zusammen, und der Bürgerstand erhob sich bald zwischen den Leibeigenen und dem Adel, ein mächtiges Bollwerk der Freyheit, eine Schutzwehr der bedrängten Menschheit. Aus diesen Städten wurden kleine Staaten, die durch ihre enge Verbindung unter einander, wie z. B. die Hansa, sich großen Fürsten furchtbar machten, und, wie die Reichsstädte in Deutschland auf den Reichstagen, und die Lombardischen Städte in den Italiänischen Angelegenheiten, Einfluß auf das Schicksal ihrer Nation hatten.

Aber diese Städte wurden nicht bloß von emsigen, friedfertigen Menschen bewohnt, die auf nichts als Erwerb sinnend, jede Störung desselben zitternd vermieden, und Kampf und Widerstand für etwas Gräuliches und mit ihrer Existenz ganz Unverträgliches hielten *). Auf ihren Wällen stritten

---

*) Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen, 7. Bd. 7. Buch, 37. Cap. führt eine Stelle aus dem

sie für ihre Freyheit, die sie durch ihren Fleiß verschönerten, durch ihre Künste freundlich und froh genossen. In ihren Mauern fand die bedrängte Un-

---

Äneas Sylvius an, worin dieser von dem kriegerischen Geiste der Deutschen überhaupt spricht, und endlich sagt: „Nicht allein die Edlen, sondern auch die Bürger haben ihre Rüstkammern im Hause, und bey jedem Auflaufe oder Lärmen erscheinen sie sogleich in Waffen. Es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, und Gebrauch von Lanzen, Schildern und Schwertern, Kriegsmaschinen und Stücken zu machen. Derjenige muß über die Zeughäuser anderer Nationen lachen, der die Deutschen gesehen." Und weiter unten eine Stelle aus Conrad Celtes von den Nürnbergischen Patriciern: „Ihre Hausgeräthe sind reinlich, bestehen auch größten Theils aus Silber und Gold; doch fällt nichts mehr in's Auge, als das Schwert, der Harnisch, der Streitkolben und die Pferde, die sie besonders als Merkmahle ihres Adels und alten Geschlechtes zur Schau aufstellen. Auch der gemeine Handwerksmann muß dergleichen Waffen in seinem Hause bereit haben, um bey der ersten Bewegung sogleich mit denselben an dem ihm angewiesenen Orte zu erscheinen."

schuld Schutz und muthige Vertheidigung, und nicht fremd war es ihnen, für die gute Sache eines geliebten Fürsten oder für das allgemeine Beste weit von ihrer Heimath weg zum Kampf und Sieg zu ziehen. Ein Blick auf die Geschichte Deutschlands bestätigt dieß mit hundert Beyspielen. Die Deutschen Städte waren es allein, die dem unglücklichen Kaiser Heinrich dem Vierten beystanden, als seine Vasallen ihn und das Vaterland an die Macht der Hierarchie verriethen; die Städte waren es überall, die treuer an ihrem Reichsoberhaupte hingen, indeß die Fürsten aus übel verstandener Freyheitsliebe Deutschland zerrissen, fremde Heere in's Land lockten, und lieber einem Ausländer zinsbar, als ihrem rechtmäßigen Oberherrn gehorsam waren.

So lange die Städte kriegerisch blieben, blieben sie auch mächtig und blühend, und der Flor des Handels und der Fleiß des Volkes litt nicht unter dieser doppelten Kraftäußerung. Noch standen in unseren Zeiten ehrwürdige Überreste der alten Hansa in den Städten Hamburg, Bremen und Lübeck da. Daß sie jetzt nicht mehr sind, was sie noch vor zwanzig Jahren gewesen, ist eine Folge der Einseitigkeit ihrer und der allgemeinen Ausbildung, die den größten Theil von Deutschland,

ja von Europa, unter eine neue einzige Macht gebracht hat.

Wenn nun jede bürgerliche Beschäftigung, Wissenschaft, Feldbau u. s. w. sich mit dem Gebrauche der Waffen wohl verträgt, wenn wir in der goldenen Zeit Griechenlands und Roms und in der schönen Epoche des Mittelalters sich jede Friedenskunst mit körperlicher Tapferkeit, die reichste Geistesentfaltung mit Kampf und Soldatenleben vereinigen sahen, wenn die Geschichte uns zeigt, daß das regste freudigste Leben, der vollste Genuß aller Körper- und Geisteskräfte bey jenen vielseitig entwickelten Menschen waren, warum sollte es nicht wieder so seyn? Warum sollten unsere Zeitgenossen nicht wieder ganze Menschen werden? Warum soll der Bürger und Soldat geschieden seyn, und aus dieser Trennung gegenseitiges Mißtrauen, Furcht und Nichtachtung hervorgehen, die sie einander zum Verderben des Vaterlandes fremd machen?

Wenn je diese Vereinigung beyder Stände nothwendig war, so ist sie es jetzt. Unaufhaltsam schreitet das Schicksal vorwärts, und die Natur gehorcht ewigen Gesetzen, denen der Mensch sich nur zu seinem Unglücke widersetzt. Mit Gewalt führt sie ihn zum Gehorsam zurück, und wo sanfte Warnung

nicht hilft, zwingt die eiserne Noth. Nur dadurch, daß jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger ist, der ein Eigenthum und Vaterland zu vertheidigen hat, nur dadurch, daß alle unsere Kräfte geübt und angestrengt werden, können wir hoffen, das, was unser Fleiß erwarb, mit Erfolg zu vertheidigen, und dann mit doppelter Lust zu genießen. Den Pflug und das Schwert, das Handwerkszeug und die Flinte müssen unsere Zeitgenossen gleich geschickt zu führen wissen.

So standen einst die Israeliten, als sie ihre Freyheit wieder erlangt hatten, am Baue der geliebten Vaterstadt; mit einer Hand schwangen sie das Schwert gegen die, die sie zu stören wagten, mit der andern vollendeten sie die Wälle, und Jerusalem erhob sich schöner aus seinen Ruinen.

Über die Bildung des weiblichen Geschlechtes.

Als Gegenstück zu dem Aufsatze:

Über den Volksausdruck: Ein ganzer Mann.

1 8 1 0.

Man pflegt zwar niemahls zu sagen, eine ganze Frau, so wie man ein ganzer Mann sagt; indessen haben beyde Geschlechter, Trotz ihrer nothwendigen Verschiedenheiten, dennoch als Menschen, als bildsame, vervollkommungsfähige Wesen, einerley Zweck und einerley Anlagen, und nur die verschiedene, gute oder böse Richtung der letzten in Hinsicht auf den ersten macht bey Männern, so wie bey Frauen, ihren moralischen, ihren wahren Werth oder Unwerth aus.

Es wird gemeinhin angenommen, und ist auch in unserer geistigen und körperlichen Beschaffenheit gegründet, daß das Weib eigentlich zur Mutter, zur Pflegerinn und Erzieherinn der Kinder, der Töchter, bis sie erwachsen sind, der Knaben, wenigstens in den ersten Jahren, bestimmt sey, daß hierauf bey unserer Erziehung das vorzüglichste Augenmerk gerichtet, und unsere ganze körperliche und geistige Entwickelung diesem Zwecke gemäß geordnet werden müsse. Was wir lernen, üben, arbeiten, lesen, soll uns zu dieser Bestimmung vorbereiten; was uns davon entfernt, ist der Natur zuwider, und daher verwerflich.

Das sind bekannte Sätze, die tausend Mahl in Erziehungsschriften sind abgehandelt worden, und man begnügt sich gewöhnlich, im Allgemeinen dabey stehen zu bleiben; indessen dünkt mich doch, sie forderten und verdienten eine nähere Beleuchtung und Prüfung.

Wenn das Menschengeschlecht durch große Epochen geht, und ungeheure Revolutionen ungeheure Veränderungen hervor bringen, wenn ganz neue Maßregeln erdacht werden, die die altgewohnten Formen zerstören, dann kann auch das weibliche Geschlecht, diese vielleicht zahlreichere Hälfte der Menschheit, sich dem Einflusse dersel-

ben nicht entziehen; es muß daher mit dem Zeitgeiste fortschreiten, damit dieser es nicht gewaltsam ergreife, und in seine Wirbel reiße, es muß über die veränderte Lage der Dinge nachdenken und die Mittel ergreifen, die ihm eine würdige und sichere Existenz schaffen können.

Seit beynahe zwanzig Jahren wüthet der Krieg mit kleinen Zwischenräumen in ganz Europa zu Land und See. Hunderttausende von Männern fallen durch seine Verheerungen auf dem Schlachtfelde; andere Hunderttausende sind durch sein furchtbares Walten dem Nährstande und der Möglichkeit entzogen, die stillen Freuden der Häuslichkeit zu genießen. Das thut der Krieg. Der Friede steigert durch Luxus und unmäßige Sehnsucht nach Bequemlichkeit die Bedürfnisse zu einer solchen Menge, und erhöhet ihren Preis so sehr, daß, was vor zwanzig Jahren Reichthum war, jetzt kaum mehr Wohlhabenheit zu nennen ist, und was damahls hinreichte, eine Familie anständig zu erhalten, ihr jetzt kaum die ersten Lebensbedürfnisse sichert. Sittenverderbniß, Leichtsinn, häufige Beyspiele unzufriedener Ehe, Mangel an Glauben und Achtung für das weibliche Geschlecht vergrößern täglich die Zahl der Hagestolzen; und wenn hier oder dort ein besserer Jüngling seuf-

zend seine Hoffnungen auf häusliches Glück am Altare der ernsten Nothwendigkeit opfert, so verzichten überall Hunderte, die es mit kleinen Entbehrungen erkaufen könnten, freywillig darauf, um ganz schrankenlos sich der lüsternsten Willkür, der ausgesuchtesten Schwelgerey hinzugeben.

Dennoch wird uns von Kindheit an nur dieß Eine Ziel vorgesteckt, dennoch ist „einen Mann zu bekommen, eine Frau zu werden“ der höchste Zweck unseres Strebens, das einzige denkbare Glück für ein Mädchen, und „unverheirathet zu bleiben, eine alte Jungfer zu werden,“ der schrecklichste Fluch, der es treffen kann; dennoch werden die allermeisten so erzogen, daß sie nur in dieß Verhältniß (und oft in dieß nur zur Noth) passen, und, wenn sie es nicht erreichen, sich und ihren Familien zur Last, ein nutz- und freudenloses Daseyn dahin schleppen.

Daher nun die Anstrengung aller Kräfte, das Betreten jedes erlaubten und unerlaubten Weges, um zu diesem Zwecke zu gelangen, daher die Projecte und Intriguen, die, was bloß Sache des Herzens seyn sollte, zur niedrigen Speculation entwürdigen, und nicht selten den feiner fühlenden Jüngling abschrecken, statt ihn anzuziehen, daher so viel zerstörtes häusliches Glück, so viel

gebrochene Herzen, die dem Mammon geopfert wurden, und nun in unglücklichen Ehen entweder ihrer Lebensruhe oder ihrem Gewissen entsagen müssen.

Aber nicht allein im gesellschaftlichen Leben und beym Versorgen der Töchter ist der Mangel an Männern fühlbar, er ist es auch bey der Arbeit, beym Feldbau, bey Handel und Gewerbe. Die Streiter, welche als Linientruppen schon längst der Arbeit entzogen sind, und jene große Zahl, die in Zeiten des Krieges zur außerordentlichen Truppenvermehrung sich den Armen ihrer Familie und ihrem Hauswesen entreissen, werden unendlich nicht bloß von den Herzen ihrer Zurückgelassenen, sondern auch im häuslichen Schaffen und Wirken vermißt. Manche Arbeit muß ungethan, manches Bedürfniß unbefriedigt bleiben, wenn nicht die Frauen sich entschließen, den enge gezogenen Kreis ihrer bisherigen Wirksamkeit zu verlassen, und zu versuchen, ob es nicht möglich wäre, durch Thätigkeit und vielseitigere Ausbildung diesem Mangel abzuhelfen.

Fern sey es, irgend einem Weibe eine Beschäftigung zuzumuthen, die sie ihrer wahren und schönsten Bestimmung entfremden, und zu einem verwerflichen Mitteldinge zwischen Mann und Weib

machen würde, das in kein Verhältniß mehr passen, und auf der einen Seite eben so viel an Liebenswürdigkeit verlieren würde, als ihm auf der andern an Kraft und Ausdauer ewig unerreichbar bleiben müßte. Ich bin aber der Meinung, ja ich bin durch vielfältige Erfahrungen fest überzeugt, daß in uns eine Bildungsfähigkeit und Anlagen zu vielseitiger Vervollkommnung liegen, die nur entwickelt werden dürften, um uns zu viel selbstständigern und selbst dem Staate nützlicheren Wesen zu machen, als bisher geschehen ist, ohne auch nur eine Linie breit von der uns durch die Natur angewiesenen Bahn abzuweichen.

Es gibt so manche Beschäftigungen im Gewerbe, Handel und häuslichen Leben, die bisher von Männern besorgt wurden, und die, da sie keine großen physischen Kräfte, kein großes Umtreiben im öffentlichen Leben fordern, um so mehr von Weibern verrichtet werden könnten, da ohnehin ein Theil derselben oder etwas Ähnliches in ihren Wirkungskreis gehört. Dergleichen ist die Verfertigung der Schneider- und Schusterarbeit [illegible] weibliche Geschlecht, wozu sich in uns[illegible] manches Frauenzimmer von bes[illegible] so nothwendigen Einschränkung[illegible] ßen mußte, und die auch des [illegible]

viel besser von Frauenzimmern verrichtet werden würde.

Eben so, wie die Verfertigung der Kleidung, könnte auch in Handlungsgewölbern, wo solche Sachen verkauft werden, die ganz eigentlich in das Fach der Hausfrau gehören, als: Stoffe, Leinwand, Spitzen, Zwirn u. s. w., der Verkauf durch Frauenzimmer besorgt werden. In Frankreich, in den Niederlanden, in der Schweiz ist, nach dem Zeugnisse der Reisenden, dieser Gebrauch längst allgemein; auch hier ist derselbe schon in ein paar Gewölbern eingeführt. Mädchen reichen dort die Waaren, schneiden ab, handeln, rechnen und verrichten, wenigstens nach meiner Erfahrung, ihre Kopfrechnung mit weit mehr Sicherheit und Schnelligkeit, als die Ladendiener mittelst der Kreide oft in langen Zahlenlisten auf dem Tische nicht vermögen.

Das wären also ganz passende Geschäfte für Mädchen aus den unteren Ständen, und viele hundert Männerarme würden dadurch der Vertheidigung des Vaterlandes oder der schweren Arbeit erspart. Aber auch für Frauenzimmer aus den gebildeteren Classen gäbe es Erwerbszweige, wodurch sie von der Versorgung durch eine Heirath unabhängiger und selbstständig werden könnten. Warum

sollte ein Frauenzimmer, das eine sorgfältige Erziehung und hinreichenden Unterricht im Schönschreiben, Rechnen u. s. w. erhalten hat, nicht in ihrer Ältern oder Verwandten Hause, wenn es Handelsleute sind, die Dienste eines Commis verrichten? Ich habe selbst einige achtungswürdige Frauenzimmer gekannt, die in ihrem väterlichen Hause alle Rechnungen und Correspondenzen führten, und, als sie späterhin heiratheten, nichts desto weniger jeden Detail der Hauswirthschaft und Erziehung vollkommen gut besorgten.

Eine noch ergiebigere Quelle wäre der Unterricht in allerley angenehmen Talenten und Kenntnissen: Musik, Zeichnen, Tanzen, Geschichte, Sprachen, Erdebeschreibung u. s. w. für die weibliche Jugend. Schon haben wir in Wien Frauenzimmer von ausgezeichneten Kunstfertigkeiten, die sich diesem Geschäfte widmen; und die große Zahl guter Schülerinnen, die sie bereits gebildet haben, bürgt eben sowohl für ihre Geschicklichkeit als den Wunsch des Publicums, welches das Bedürfniß weiblicher Meisterinnen für seine Töchter, besonders für die erwachsenen, fühlt. Wie viel würden der Wohlstand, wie viel die Ruhe manches Hauses gewinnen, wenn die Mütter ohne Sorge ihre aufblühenden Töchter unter der Aufsicht geschickter Lehre-

rinnen wissen könnten, und nicht mehr entweder bey den Stunden gegenwärtig seyn, oder unangenehme Folgen fürchten müßten!

Freylich würde bey Mädchen, die sich so ausbilden müßten, um einst mit irgend einer Fertigkeit ihren Lebensunterhalt zu sichern, diese Ausbildung nicht mehr oberflächlich und unbedeutend seyn; sie müßten mit Kraft, mit Ernst und Anstrengung lernen, sie müßten manche Stunden, die jetzt mit Nichtsthun oder gehaltlosem Zeitvertreibe versplittert werden, (à rien faire ou à faire des riens) zu ihrer Vervollkommnung anwenden. Es würde nicht mehr so viel Zeit zum Putzen, Klatschen, Romanlesen und Spielen übrig bleiben; aber dennoch würde — ich berufe mich auf das Zeugniß so mancher tüchtigen Hausfrau, so mancher Mutter vieler Kinder, mit einem Worte, so manches Weibes, das sich mehr als gewöhnlich zu beschäftigen weiß — noch manche Stunde zum Vergnügen erobert werden können. Es ist erstaunlich, wie viel Zeit man gewinnen kann, wenn man sich fest vorsetzt, haushälterisch damit umzugehen, jeden Augenblick zu benutzen, und vorzüglich auf Ordnung und Pünctlichkeit in Eintheilung der Geschäfte sowohl als der Dinge im Hause zu halten, damit nie eine Zeit mit un-

nützen Suchen und Warten vertändelt werden dürfe.

Dann wird es weder schwer noch seltsam scheinen, höhere Geistesbildung und nicht gemeine Talente mit allen Pflichten der Häuslichkeit zu vereinigen. Der anhaltend beschäftigte Geist behält keine Muße mehr zu Tändeleyen oder verführerischen Träumen; eine heitere Besonnenheit tritt an die Stelle unbestimmter Regungen; Frohsinn und Lebenslust lassen kein entnervendes Schmachten für Liebreiz und echte Weiblichkeit gelten, und das Gefühl eigener Kraft und Würde erhebt über kleine Kunstgriffe und niedrige Ränke. Biethet ein redlicher Jüngling dem so gebildeten Mädchen die Hand, so braucht sie nicht ängstlich zu rechnen; denn auch sie ist im Stande zu erwerben, seine Vertraute, seine Freundinn, die thätige Theilnehmerinn seines Schicksals, die Mitgehülfinn seines Glückes zu seyn. Sie erheitert durch ihre höhere Bildung sein Leben, macht ihm sein Haus zum liebsten Aufenthalte der Erde, und erzieht seine Kinder zu guten, nützlichen Menschen.

Ruft endlich die Gefahr des Vaterlandes den geliebten Gemahl von ihrer Seite, dann trägt sie mit geübter Kraft die Last der Nahrungssorgen für ihre Familie, und zagt nicht ängstlich, und

verzweifelt nicht im voraus. Freudig wirkt sie mit, wenn vielleicht das Vaterland von ihrem Geschlechte die ihren Fähigkeiten angemessenen Leistungen fordern sollte, denn sie hat denken und arbeiten gelernt; freudig bringt sie Opfer, denn sie hat in sich die Kraft, das zu ersetzen, was sie hingibt, und mit erhebendem Bewußtseyn fühlt sie sich im eigentlichen Sinne ein Glied des Staates, eine Bürgerinn des heißer geliebten Vaterlandes.

Doch wenn auch ein ernstes Geschick ihr dieß schönere Loos des Weibes versagt hätte, wenn sie den Mann ihrer Liebe verloren oder den nie gefunden hätte, der ihrer würdig gewesen wäre, so braucht sie die Hand nicht in harte Fesseln zu schmieden, und ihre schönsten Gefühle zu opfern, um sich von dem ungeliebten und unliebenswürdigen Manne füttern und kleiden zu lassen; sie bleibt allein, sie besteht für sich selbst, oder sie kann mit ihren Talenten und Fertigkeiten die gesuchte Gesellschafterinn, Erzieherinn, die Zierde, der Stolz einer fremden Familie werden, und so abermahls eine würdige Bestimmung erreichen, kurz, das vielseitig gebildete Mädchen wird, sie mag heirathen oder nicht, ein vollendetes Wesen, ein ganzer Mensch seyn.

So waren unsere Deutschen Urahnfrauen. Im

Frieden besorgten sie das ganze Hauswesen, ja sogar den wenigen Feldbau, den diese Nationen trieben, und verfertigten die Kleidung für sich und den muthigen Krieger, der sie durch die Jagd nährte. In häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten wurden sie zu Rathe gezogen, und ihre Aussprüche mit Achtung befolgt; im Kriege folgten sie den geliebten Gatten, Brüdern, Söhnen in die Schlacht, hielten auf der Wagenburg, verbanden die rühmlichen Wunden ihrer Theuern, und feuerten sie zur Tapferkeit an. Gelang der muthige Kampf, so empfingen sie mit Entzücken die siegreichen Helden; gingen diese für's Vaterland unter, so hatten auch die Weiber Muth zu sterben, und den Verlust ihrer Geliebten und ihrer Freyheit nicht zu überleben. Dafür hat aber auch kein Volk der Erde seine Frauen so hoch geachtet, als die Deutschen.

Rüdiger, der Normann,

erster Graf von Sicilien.

The proper study of mankind is man.

Pope.

Es ist eine angenehme Beschäftigung für den Beobachter, die großen und weit verbreiteten Spuren zu betrachten, welche oft ein einziger Charakter in der Geschichte hinter sich läßt, die seltsamen Eigenheiten oder Geistesrichtungen desselben zu erwägen, und über den Zusammenfluß der Umstände nachzudenken, der eine solche Erscheinung in ihrer Zeit möglich machte, und ihrem großen Wirken zugleich den angemessenen Schauplatz bereitete.

Eine solche Erscheinung ist vor manchen andern in älterer und neuerer Zeit Rüdiger oder Ro=

ger *), Graf von Sicilien, aus dem Stamme der Normannen, und dem Hause Hauteville, wie denn überhaupt die Eroberung von zwey großen, schönen Provinzen durch eine Handvoll kühner Männer, die ohne Unterstützung, bloß vom Ungefähr geleitet, aus ihrem entlegenen Vaterland dahin kamen, ein ewig merkwürdiges Ereigniß bleiben wird.

Eine ähnliche abenteuerliche Ritterfahrt brachte die Vorfahren derselben, die seefahrenden Normannen, also genannt von ihrem Vaterlande Norwegen, schon an die Küste von Frankreich. Sie hatten bereits im neunten Jahrhunderte unter Carl dem Kahlen verschiedene Einfälle in dieß Land gemacht, Städte belagert und verbrannt, das offene Land geplündert und verheert, und die Schwäche der damahligen Regierung vermochte nicht, ihren Streifereyen wirksamen Einhalt zu thun. Endlich aber, nachdem sie, oft vertrieben, immer wieder gekommen waren, landete ums Jahr 910 Rholo der Däne mit einer kühnen

*) Freyherr von Nicolai übersetzt in seiner Bearbeitung des Ariost den Nahmen Ruggiero, der Eins mit Rogerius ist, durch Rüdiger.

Schaar an der Küste von Friesland, zog von dort verwüstend bis an den Ausfluß der Seine, und beschloß, angezogen von der Anmuth und Fruchtbarkeit der Gegend, sich daselbst bleibend festzusetzen.

Vergebens suchte Carl der Einfältige, der damahls auf dem französischen Throne saß, diese unbequemen Gäste mit Güte oder Gewalt zu vertreiben; die Normannen behaupteten sich muthig im Besitz des eroberten Landes, und dem Könige blieb nichts übrig, als Friede mit ihnen zu machen, ihrem Anführer Rholo, der sich taufen ließ, und den Nahmen Robert annahm, seine Tochter Gisela zur Frau, und den Theil seines Gebiethes, den er ihnen nicht mehr entreißen konnte, zum Lehen zu geben. Von ihnen erhielt es den Nahmen Normandie, und aus diesem Volk, aus seinem Herrscherstamm ging später Wilhelm, jener unternehmende Held hervor, dem die Unterwerfung von England den Nahmen des Eroberers zu wege brachte.

Roberts Nachkommen herrschten geruhig über die Normandie, und unter ihnen blühte im eilften Jahrhunderte das edle Geschlecht der Herrn von Hauteville, dessen Glücksumstände aber dem hochstrebenden Geiste seiner Glieder nicht angemessen war. Tancred von Hauteville war nicht im Stan-

de, zwölf Söhnen, welche ihm von zwey Gemahlinnen geboren worden waren, eine anständige Versorgung zu geben, daher entschlossen sich die fünf Ältesten: Wilhelm, mit dem Beynahmen Eisenarm, Drogo, Humfried, Gottfried und Serlo in der Ferne Ruhm und Eigenthum zu erkämpfen. Mit einem kleinen Gefolge aus ihren Landsleuten, die sich gern unter ihre Fahnen ordneten, verließen sie ihr Vaterland, und schifften, ihr Glück zu suchen, nach Apulien, wo eben damahls Pandulph, Fürst von Capua, mit dem Beherrscher von Salerno, Gaimar, in Krieg verwickelt war.

Sie bothen dem Ersten ihre Dienste an, sie hielten sich muthig, und Pandulph konnte sich wohl ihrer Hülfe freuen; aber als es dazu kam, ihnen zu vergelten, was sie geleistet hatten, verkürzte Pandulph's Geiz die versprochene oder doch erwartete Belohnung. Die Normannen wurden durch dieß Verfahren erbittert, kündeten ihm ihre ferneren Dienste auf, und wendeten sich alsogleich an seinen Gegner Gaimar.

Dieser empfing die tapfere Schaar mit offenen Armen, behandelte und belohnte sie nach Würden, und es gelang ihm bald mit ihrer Hülfe seinen Feind zu überwinden. Doch der Ruhm der fremden

Krieger, deren Tapferkeit den Sieg auf die Seite ihrer Parthey gelenkt hatte, verbreitete sich bald in ganz Italien, der Neid erwachte, die Longobarden machten Gaimarn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm aus dem Dienste dieser kühnen Abenteurer erwachsen konnte, sie erfüllten ihn und ganz Apulien mit Furcht vor ihrem unternehmenden Geiste, und Gaimar dachte ernstlich darauf, sich ihrer auf gute Art zu entledigen, da er es nicht wagen wollte, sie offenbar zu beleidigen.

Die Saracenen hatten in dieser Zeit ihre Eroberungen durch ganz Afrika bis nach Sicilien ausgebreitet, und diese Insel beynahe völlig unterjocht. Unmuthig ertrug der Byzantinische Hof diesen Verlust, und sann nun darauf, durch die Vertreibung der Ungläubigen aus dem schönen Eilande sich desselben wieder zu bemächtigen. Maniaces, dem von demselben Hof die Verwaltung von Calabrien und Apulien anvertraut war, erhielt Befehl auch Sicilien wieder zu erobern; er suchte seine Streitkräfte zu vermehren, er warb von allen Seiten Truppen. Der Ruf hatte ihn bereits auf jene Heldenschaar aufmerksam gemacht, er wandte sich an ihren Anführer, und Gaimar, froh die gefährlichen Helfer auf diese Art los zu werden, beredete sie, dem ehrenvollen Winke zu folgen.

So nahmen sie Dienste im griechischen Heere, schifften unter Maniaces Oberbefehl nach Sicilien, und betraten zum erstenmahl den Boden, den ihre Waffenthaten später so berühmt machen sollten. Sie halfen Messina belagern, das sich ihrem heftigen Andrange ergeben mußte; sie schlugen die Saracenen in einer entscheidenden Schlacht, und verfolgten sie tief in's Land. Aber indeß sie noch mit Nachsetzen begriffen waren, fielen die Griechen über das verlassene Lager der Saracenen, plünderten es, theilten die Beute und wollten sich auf keine Art dazu verstehen, den siegreich zurück kommenden Normannen den ihnen gebührenden Antheil abzugeben. Die Normannen suchten zuerst ihr Recht mit Güte, und ordneten Abgesandte aus ihrer Mitte an den Maniaces; als aber diese unziemlich behandelt wurden, verbargen die Normänner ihren Groll, verließen insgeheim das Heer, schifften sich ein, und erschienen plötzlich auf der Küste von Apulien, wo sie die Besitzungen des griechischen Kaisers und des Fürsten von Capua rächend verwüsteten, und zugleich darauf sannen, sich mit starker Hand hier ein bleibendes Besitzthum zu erkämpfen.

Da die Normannen noch keinen festen Punct im Lande besaßen, von dem aus sie ihre Eroberungen hätten schützen, und die weitern Fortschritte

leiten können, erbauten sie das Schloß Melfi, verstärkten sich durch eine Menge Ankömmlinge vom platten Land und aus den Städten, die ihr Kriegsruhm und die Hoffnung auf Gewinn zu ihnen lockte, und widerstanden glücklich sowohl hier als im offenen Felde den Griechen, die zwar in großer Anzahl gegen sie anrückten, aber durchaus nichts gegen diese tapfern Fremdlinge vermochten.

Der günstige Fortgang ihrer Unternehmungen bewog sie nun, auch ihre jüngern Brüder von Tancred's zweyter Gemahlinn, Frasende, herüber nach Apulien zu rufen. Sie kamen an, mit ihnen der Älteste, Robert, mit dem Zunahmen Guiscard, wie die Italiener einen Nahmen aussprechen, der nach ihrer Behauptung von einem Normannischen Worte, das fein, klug, (Wit, Witz, weise — vielleicht Wishard, Witzhard*), wie Sieghard, Wernhard, bedeutet, abstammt.

Aber eben dieser Waffenruhm, diese vom Siege gekrönten Thaten erweckten den Normannen von allen Seiten Feinde und Neider, und Maniaces kam mit einer großen Heeresmacht über die Meerenge, in der Absicht, ihren reißenden Fortschritten

*) Wizard, im Englischen: Zauberer.

Einhalt zu thun. Wilhelm Eisenarm schlug ihn und zwang ihn, wieder nach Sicilien zurück zu kehren. Aber kaum war diese Gefahr abgewandt, als eine noch furchtbarere, weil sie geheim war, sich gegen sie erhob. Die Longobarden, längst voll Eifersucht über das Glück und den Ruhm der Normannen, zettelten eine Verschwörung an, deren Zweck nichts geringers, als die Ermordung aller Normannen war, die an Einem Tage überall in ganz Apulien unter den Schwertern ihrer Feinde fallen sollten. Sie glückte zum Theil, aber nicht so vollkommen, um den Longobarden die Früchte ihrer Greuelthat zu sichern. Drogo, der nach dem kurz vorher erfolgten Tode seines Bruders Wilhelm Eisenarm, das Haupt und der Führer seiner Landsleute war, wurde zwar mit vieler seiner tapfersten Genossen das Opfer dieser schrecklichen Unternehmung; indessen blieben genug der Normannen am Leben, um unter Humfrieds Anführung den Tod des Feldherrn und Bruders fürchterlich zu rächen, und ihre Macht eben dadurch noch zu vergrößern.

Nun wandten sich die Longobarden an den Papst Leo den IX., machten ihn mit der Gefahr, die seinen Besitzungen von der Nachbarschaft so kühner und tapferer Fremdlinge künftig drohe, aufmerk-

sam, und wußten zugleich die gegenwärtige Macht und Streitkräfte derselben als so wenig bedeutend zu schildern, daß der Papst, ihren Eingebungen horchend, nicht daran zweifelte, mit einigen ernstlichen Anstrengungen und mit Hülfe des deutschen Kaisers Heinrich III., der ihm eine Schaar hochgebildeter Deutschen zusandte, deren Heldengestalten, Kriegszucht und Tapferkeit sie zum Kern des aus Italienern ohne Wahl und Übung zusammengeflossenen Heeres machten, jene Handvoll eingedrungener Fremdlinge bald zu überwältigen, und aus dem angemaßten Landstriche zu vertreiben.

Als die Normannen von den mächtigen Streitkräften hörten, die wider sie aufgebothen wurden, als sie vollends vernahmen, das Oberhaupt der Christenheit selbst stelle sich ihnen feindlich an der Spitze ihrer Widersacher entgegen, da begann ihre Zuversicht zu wanken, und sie sandten Bothen mit Friedensanträgen an den Papst. Dieser, von eigenem Stolz und den Einflüsterungen der Apulier aufgereizt, verwarf diese anständigen Bedingungen mit Hohn, zählte auf einen leichten Sieg, und rückte mit seinem Heere in Apulien ein. Nun sahen die Normannen, deren Anzahl in gar keinem Verhältniß mit der weit überlegenen Macht ihrer Gegner stand, nichts vor sich, als schimpfliche

Unterwerfung oder rühmlichen Tod. Sie standen nicht an, den letzten zu wählen, erklimmten die Hügel von Civitella, und rückten in drey Heerhaufen in die Ebene herab. Da sie von der Spitze ihrer Hügel vorher die Stellung ihrer Feinde wohl hatten beobachten, und erkennen können, daß die Deutschen, der furchtbarste Theil des Heers, auf dem linken Flügel standen, so stellte sich ihnen Graf Humfried mit seinem rechten und der ausgewähltesten Reiterey entgegen, indeß die Grafen Richard von Aversa und Robert Guiscard den linken Flügel und das Centrum befehligten. Die Italiener hielten den Andrang dieser versuchten kühnen Gegner nicht aus, und wichen von allen Seiten. Einen härtern Stand hatte Humfried, den Deutschen gegenüber, und er würde auch mit seinen Schaaren ihrer nicht Meister geworden seyn, wären nicht die von der Verfolgung des übrigen geflohenen Heers zurückkommenden Truppen unter Richard und Robert ihm zu Hülfe geeilt. Nun konnte der kleine Haufe der Deutschen sich nicht mehr gegen eine so überlegene Anzahl halten, und sie fielen alle bis auf den letzten Mann mit den Waffen in der Hand auf dem Platze, den sie während der Schlacht behauptet hatten.

So hatten die Normannen einen vollständigen

Sieg errungen. Der Papst entfloh und rettete sich nach Civitella, die Sieger folgten ihm dahin auf dem Fuße, umlagerten die Stadt, gewannen sie bald, und die Einwohner selbst lieferten ihren Händen den Papst aus, der sich eines harten Schicksals von so schwer gereizten Feinden versah. Aber die Normannen, im Gefühl christlicher Glaubenspflicht, voll Ehrfurcht gegen das Oberhaupt desselben, empfingen ihn mit der größten Achtung, warfen sich vor ihm nieder, flehten um seinen Segen, und weit davon, einen Gedanken an seine Erniedrigung zu hegen, geleitete ihn Graf Humfried nach Capua, wohin der Papst verlangte. Dieser, durchdrungen von dem edlen Verfahren der tapfern Fremdlinge, deren Macht er kurz vorher so eindringlich gefühlt hatte, gab ihnen seinen Segen, und verlieh ihnen, unter päpstlicher Lehensherrlichkeit nicht allein die Länder in Apulien, welche sie schon erobert hatten, sondern auch, was sie in Calabrien und Sicilien noch erobern würden.

So endete dieser merkwürdige Kriegeszug, der, statt die Macht der Normannen in Italien zu vernichten, nur dazu diente, sie mehr zu verherrlichen, und ihren Eroberungen, durch den Schein der Rechtmäßigkeit, neue Stärke zu geben.

Nicht lange darauf starb Graf Humfried, und ihm folgte nicht sein minderjähriger Sohn, Abilgard, sondern Robert Guiscard, sein Bruder, als Vormund seines Neffen, so wie Drogo dem Wilhelm, und jenem Humfried in der Herrscherreihe gefolgt war.

Nach allen diesen wichtigen Vorgängen langten endlich der jüngste von allen Söhnen Tancreds, der blühende Rüdiger in Apulien an, um an den Siegen und dem Ruhm seiner Verwandten Antheil zu nehmen. Schön von Gestalt und Zügen, anmuthig und freundlich in seinen Sitten, tapfer, klug, vorsichtig im Entwerfen, muthig in der Ausführung, beredt und gewandt, würde schon die Hälfte dieser Eigenschaften hingereicht haben, die Herzen der Menschen und vorzüglich seiner Krieger mit uneigennütziger Liebe an ihn zu knüpfen. Mit Allem begabt, was ihm den glänzendsten Erfolg seiner Unternehmungen sicherte, fehlte es auch nicht an mancher Kränkung und Verfolgung von Seiten Jener, die sich durch seine schimmernden Eigenschaften in Schatten gestellt, durch seine Tapferkeit und Kühnheit bedroht sahen.

Robert Guiscard empfing den neuen Ankömmling, den das einsame Alter seines Vaters so lan-

ge auf dem väterlichen Schlosse zurückgehalten hatte, mit großer Freude, und übertrug ihm sogleich den Kriegszug in Calabrien. Rüdiger führte mit Ruhm und Glück aus, was ihm anvertraut worden war, sandte seinem Bruder Gold und andere Beute, und gründete die Macht der Normannen auch in diesem Lande. Mit Rüdiger vereint, unternahm Guiscard sodann die Belagerung von Reggio; aber der eintretende Winter oder ihre zu geringe Macht zwang sie für dießmahl wieder davon abzustehn. Unterdessen schlossen die jüngern Krieger im normannischen Heere sich inniger an Rüdigers aufblühende freundliche Jugend. Robert fühlte bald den Vorzug, den der jüngere Bruder vor ihm gewann. Neid und Eifersucht wurzelten in seiner Brust, und er suchte durch Verkürzung und Beschränkung aller Art den Bruder außer Stand zu setzen, die freywillige Liebe seiner Soldaten auch belohnen zu können. Bald gebrach es Rüdigern und der Schaar, die sich zu ihm hielt, an dem Nöthigsten, und es blieb ihm nichts übrig, als selbst zu suchen, was ihm des ältesten Bruders Scheelsucht und Geiz verweigerten.

Als dieser Zwist und Rüdigers gedrückte Lage kund wurden, sandte sogleich sein anderer Bruder, Graf Wilhelm, zu ihm, und ließ ihm sagen, er

möchte zu ihm kommen, und Alles, was Graf Wilhelm besäße, sein Weib und seine Kinder ausgenommen, als ein ihnen Beyden gemeinschaftliches Eigenthum betrachten. Rüdiger nahm freudig dieses herzliche Erbiethen an, bezog das Schloß Scalea, das Wilhelm ihm eingeräumt hatte, und von wo aus er, um sich und seinen Kriegern Unterhalt zu verschaffen, Streifzüge auf das Gebieth seines Bruders Robert unternahm. Robert, erbittert, rückte vor Scalea, um es zu belagern, er verwüstete die Gegend; aber Graf Wilhelm kam dem Bruder zu Hülfe und widersetzte sich Roberts Unternehmungen. Indessen fuhr Rüdiger mit seinen Ausfällen und Verwüstungen auf Roberts Gebiethe fort, und dieser begann es zu bereuen, daß er sich den tapfern Bruder zum Feind gemacht hatte; doch würde er sich vielleicht nicht haben entschließen können, ihm die Hand zur Versöhnung zu biethen, wenn nicht die Bewegungen der Calabresen, welche die Uneinigkeit der Brüder zu benützen suchten, um das normannische Joch abzuschütteln, ihn vermocht hätten, seinen Groll zu bezwingen, und dem beleidigten Bruder Friedensvorschläge thun zu lassen. Bey der ersten Annäherung ließ Rüdiger sich sogleich willig finden, er vergaß alles Geschehene, und vereinigte seine Schaa-

ren mit denen seines Bruders. Mit vereinter Macht gingen sie nun zum zweytenmahl an die Belagerung von Reggio. Robert leitete die Arbeiten und Angriffe um die Stadt, Rüdiger mußte Streifzüge in die Umgegend und die Gebirge unternehmen, um die Truppen mit allem Nöthigen zu versehen. Die Stadt wurde hart bedrängt, sie ergab sich auf Capitulation, aber ein Theil der Besatzung hatte sich in das feste Schloß geworfen. Rüdiger bestürmte es, es fiel in seine Hände, und diesem glücklichen Unternehmen folgte bald Schloß auf Schloß, Stadt auf Stadt in ganz Calabrien, so, daß sich die Normannen bis ins Jahr 1060 Meister auch von diesem Lande, wie früher von Apulien, sahen. Robert Guiscard erhielt darauf vom Papste unter dem Titel eines Herzogthums die Belehnung mit diesen beyden Provinzen und dem noch zu erobernden Sicilien, auf welches sich jetzt die Blicke der kühnen Fremdlinge richteten.

Maniaces hatte Nachfolger gehabt, die seiner nicht würdig waren. Durch ihre Ungeschicklichkeit und Feigheit gelang es den Saracenen, sich der ganzen Insel, die er ihnen zum Theil entrissen hatte, wieder zu bemeistern. Am längsten widerstand Messina ihren Fortschritten. Endlich fiel auch dieß, und die Christen sowohl in dieser Stadt als

auf der ganzen Insel sahen sich hülflos den Bedrückungen der Ungläubigen preis-gegeben. Da faßten drey vornehme Einwohner von Messina, Nicolaus Camalia, Jacob Sacca und Ansaldo von Pantes, den Entschluß, die Normannen um Hülfe anzurufen. Sie warteten ein Fest ab, wo die Saracenen durch zwölf Tage ihre Häuser nicht verließen, und gingen heimlich nach Mileto, wo damahls Rüdiger sich aufhielt, und der Papst, wie Einige sagen, sich bey ihm befand. Die Hoffnung, ein ehemahls christliches Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen, wirkte auf den Papst; den Helden reizten Mitleid mit den Hülfeflehenden, Liebe für seinen Glauben, und die Aussicht auf Ehre und Gewinn. Er sprach freundlich mit den Messinensern, gab ihnen Hoffnungen, und rieth ihnen, zum Abzeichen und Unterschied von den Saracenen, Kreuze auf ihre Häuser setzen zu lassen. Der Papst übergab Rüdigern selbst eine geweihte Standarte, und ernannte ihn zum Gonfaloniere des heil. Stuhls und ersten Grafen von Sicilien. Hierauf hielt Rüdiger noch Rücksprache mit seinem Bruder Robert, sie verbanden sich zu diesem gemeinschaftlichen Unternehmen, und redeten alle nöthigen Maßregeln ab.

In der letzten Faschingswoche des 1061. Jahres, schiffte sich endlich Graf Rüdiger mit 60 Mann, der Winterstürme nicht achtend, ein, und fuhr über die Meerenge nach Sicilien. Vermuthlich wollte er mit dieser kleinen Schaar vorher nichts anders, als das Land erkunden. Sie streiften plündernd bis Melazzo, und näherten sich Messina.

Auf die Nachricht von der Annäherung eines feindlichen Haufens rückten die Saracenen aus Messina, und griffen die Fremden an. Rüdiger warf sich mit den Seinigen in eine verstellte Flucht, und lockte so den Feind, der ihn heftig verfolgte, weit von den Mauern hinweg. Dann aber wandte er sich plötzlich mit seinen Normannen, stellte sich den Nachsetzenden ungestüm entgegen, und richtete solch eine Niederlage unter diesen an, daß nur wenige entrannen, um ihren Mitbürgern die Nachricht von diesem Unfall zu bringen. Er aber kehrte unverfolgt nach Calabrien zurück, und stattete seinem Bruder Bericht von dem ab, was er gefunden.

Die Absicht der Brüder, Sicilien vom Joch der Saracenen zu befreyen, und für sich zu erobern, ward durch die Uneinigkeit der Ungläubigen sehr erleichtert. Einer ihrer Fürsten Ben

Humen, hatte den Schwager des Admirals, Ben Hamed, mit Nahmen Benneller getödtet; er wurde darum verbannt, floh zu den Normannen, und rief sie zu seiner Rache auf. Rüdiger nahm ihn freundschaftlich auf, und kehrte, noch ehe der Winter zu Ende war, mit ihm und hundert sechzig Kriegern nach Sicilien zurück. In Messina führte ein Bruder des ermordeten Benneller den Oberbefehl. Die Lust, sich Ruhm zu erwerben und zu großes Selbstvertrauen verleitete ihn bey der Nacht allein aus der Stadt zu reiten, Rüdigern aufzusuchen, und sich mit ihm im Zweykampfe zu messen. Der Mond schien hell. Rüdiger erblickte seinen Gegner, und ohne zu warten, daß ihm sein Waffenträger die Rüstung gereicht hätte, schwang er sich, wie er war, nur mit Schild und Schwert bewaffnet, aufs Roß, sprengte dem Feind entgegen, spaltete ihm das Haupt, nahm sein Pferd als Siegesbeute, und kehrte zu den Seinigen zurück.

Aber trotz einiger einzelnen Vortheile, erkannte Rüdiger dennoch, daß mit seiner Handvoll Soldaten, auch bey Ben Humens Unterstützung, und dem guten Willen der christlichen Einwohner von Messina, für jetzt nichts mit Erfolg zu unternehmen wäre. Daher sann er darauf, seine

gemachte Beute in Sicherheit auf die Schiffe zu bringen, und vor der Hand nach Reggio zurückzukehren. Alles war zur Abfahrt bereit. Die Messinenser erhielten Nachricht davon; sie glaubten nun den günstigen Augenblick vorhanden, um diese verhaßten Fremdlinge zu vertilgen, indem sie sie beym Einschiffen überfielen, wenn ein Theil von ihnen auf den Fahrzeugen, ein Theil noch auf dem Strande, nicht fähig seyn würde, ihnen Widerstand zu leisten. Aber widrige Winde hatten die Einschiffung verzögert. Rüdiger fiel mit seiner ungetheilten Macht die Messinenser an, und schlug sie mit großem Verlust zurück, wobey sein Neffe, Serlo, der Sohn seines verstorbenen Bruders, der eben diesen Nahmen geführt hatte, sich sehr auszeichnete.

Die widrigen Winde hielten indessen an, und zwangen die Normannen, am Strande zu verweilen, und so groß der Verlust der Messinenser gewesen war, wußten sie ihn doch theils aus ihrer Stadt, theils aus den Umgegenden bald zu ersetzen. Ein zweyter Ausfall wurde gewagt, zwar eben so tapfer von den Normannen zurückgewiesen, aber auch die Besorgniß für diese erregt, daß, wenn diese Versuche öfters wiederhohlt, und,

was leicht möglich war, die Bewohner aller umliegenden Orte gegen die Fremdlinge aufgehetzt würden, endlich ihre kleine Anzahl nicht mehr im Stande seyn würde, so vielen Feinden zu widerstehen, und der Übermacht unterliegen müßte. Nur der Himmel konnte sie retten, indem er ihnen den zur Rückkehr nach Calabrien nöthigen Wind sandte. Rüdiger wandte sich also in dieser äußersten Noth dahin, woher allein Hülfe zu hoffen war; er gelobte eine unlängst auf der Küste von Calabrien zerstörte Kirche aus der in Sicilien gemachten Beute wieder aufzubauen, und bald darauf erhob sich ein günstiger Wind, die Normannen eilten sich einzuschiffen, und der freundliche Hauch trieb die kleine Flotte dem heimathlichen Hafen von Reggio zu.

Nun rüsteten sich beyde Brüder mit Ernst, im nächsten Frühling das Unternehmen gegen Sicilien beginnen zu können. Ben Hamed in Palermo erhielt Kunde von dieser Vorbereitung, und sandte eine Flotte ab, die in dem Canal zwischen Calabrien und Sicilien kreuzen, und den Normannen den Übergang wehren sollte. Robert und Rüdiger erfuhren es, sie ließen ihr ganzes Heer vor der Einschiffung ausrücken, sich vor Gott demüthigen, und ihn um seinen Beystand bey den drohenden Gefah-

ren ansehen. Dann bestieg Rüdiger mit dem Heere die Schiffe und segelte furchtlos und unangegriffen im Angesicht der Feinde mit dreyhundert Mann hinüber. Bey Monastria landeten sie, und Rüdiger schickte die Schiffe alsogleich zurück. Seine erste Bewegung war gegen Messina, das bereits so viele seiner tapfersten Streiter im Kampfe gegen ihn verloren hatte. Er griff es mit Macht und Schnelligkeit an; wahrscheinlich kamen die Christen in der Stadt seinen Bestrebungen von Außen zu Hülfe. Im Kurzen ward die Stadt erstürmt, Alles niedergemacht, was sich widersetzte, reiche Beute gewonnen, und so zuerst von den Normannen fester Fuß auf dieser Insel gefaßt.

Rüdiger machte nun aus dem in Messina gewonnenen Raub drey Theile, wovon er einen der Kirche weihte, den zweyten für sich behielt, und den dritten unter seine Krieger austheilte; seinem Bruder aber sandte er als Zeichen der Oberherrlichkeit die Schlüssel von Messina zu, und ließ ihn dringend bitten, herüber nach Sicilien zu kommen.

Die Flotte der Palermitaner hatte bis jetzt noch in der Meerenge gekreuzt. Als sie die Einnahme von Messina und die Vergeblichkeit ihres Auflauerns inne wurden, segelten auch sie zurück, und Robert, der Aufforderung seines Bruders folgend,

setzte ungehindert über die See, und eilte ins Lager seines Bruders, dessen Wiedersehen nach so vielen muthvoll bestandenen Gefahren und glücklichen Unternehmungen ihm doppelt erfreulich war. Beyde Brüder vereinigten nun ihre Schaaren, und brachten den Sommer damit zu, das Land in verschiedenen Richtungen zu durchziehen, ihre siegreichen Waffen überall hinzutragen, einige Städte mit Gewalt, andere durch freywillige Übergabe einzunehmen, und so bereits einen großen Theil der Insel unter ihre Herrschaft zu bringen.

Mit dem annahenden Winter kehrten sie nach Apulien zurück, und übertrugen Ben Humen indeß die Erhaltung ihrer Eroberungen. Aber noch ehe das Weihnachtsfest kam, trieb Rüdigern der Wunsch nach neuen Thaten wieder über die Meerenge. Ben Humen hatte sein anvertrautes Amt tüchtig verwaltet, und das Land rings umher in Furcht und Schrecken erhalten. Die christlichen Einwohner von Traina öffneten Rüdigern freudig ihre Thore, und setzten ihn dadurch in den Stand, das Fest der Geburt seines Erlösers unter Glaubensgenossen zu feyern.

Hier in Traina traf ihn ein Bothe aus Calabrien, der ihm die Ankunft seiner Braut meldete. Gräfinn Juditha von Evreux, ebenfalls eine Nor-

mannin, war jung, schön, liebenswürdig, und Rüdiger, der zwar schon bey seiner Überkunft Witwer war, hatte Juditha lange hoffnungslos geliebt, indem ein eigenes Gelübde oder der Wille ihrer Ältern sie dem Kloster bestimmt hatte. Es ist unbekannt, welche Verhältnisse diese Bestimmung veränderten, und Judith die Freyheit gaben, ihr Herz mit ihrer Hand zu verschenken. Jetzt war sie in Calabrien angekommen, und Rüdiger eilte auf den Flügeln der Liebe zurück, die langersehnte Braut mit festlichem Gepränge, Musik und lauter Freude nach Mileto zu führen, wo seine eigentliche Residenz war. Aber die Liebe hatte die Begierde nach Ruhm nicht erstickt. Bald riß er sich aus den Armen der jungen Gemahlinn, um nach Sicilien zu neuen Siegen zu eilen, und kehrte von diesen Siegen wieder in ihre Arme zurück, indem Ben Humen seine Stelle in Sicilien vertrat.

Aber dieser verläßliche Freund und treue Bundesgenosse fiel bald darauf in einem Zweykampf; die Normannen sahen sich ohne Anführer und Haupt mitten in dem gegen sie feindlich gesinnten Lande, sie gaben daher Traina und Alles, was sie auf dem offenen Lande erobert hatten, auf, und zogen sich nach Messina zurück. Rüdiger erkannte wohl, wie nothwendig seine Gegenwart bey dieser

Wendung der Angelegenheiten in Sicilien seyn würde; aber eine noch weit dringendere hielt ihn in Apulien zurück, eine zweyte Fehde mit seinem Bruder Robert. Dieser hatte längst versprochen, zum Lohne für so viele tapfere Thaten, die Rüdiger nur für ihn unternommen, Calabrien mit ihm zu theilen. Rüdiger hatte nicht eher daran gedacht, Gebrauch von diesem Versprechen zu machen, bis der Wunsch, seiner jungen, geliebten Gemahlinn ein angenehmes Daseyn zu gründen, ihn bewog, seinen Bruder darañ zu erinnern. Aber Robert suchte jetzt allerley Vorwände, um sein gegebenes Wort zu umgehn. Rüdiger erkannte, daß er von der Liebe und Billigkeit seines Bruders nichts zu erwarten hätte, trennte sich im Zorne von ihm, und zog sich nach Mileto, das er tüchtig befestigte, seinem Bruder einen Absagebrief zusandte, aber dennoch vierzig Tage, selbst auf die Gefahr, hier überfallen zu werden, wartete, in Hoffnung, sein Bruder würde sein Unrecht einsehen, und der unnatürliche Streit sich freundlich lösen.

Aber er lösete sich nicht, wie Rüdigers Herz ihn hoffen ließ. Robert rückte mit feindlicher Macht vor Mileto, und dachte seines Bruders, der noch von einem kaum überstandenen Fieber geschwächt war, leicht Meister zu werden. Rüdigers tapferer

Widerstand zeigte ihm bald, daß seine stolzen Erwartungen ihn getäuscht hatten. Er ließ daher an jedem Ende der Stadt einen Thurm errichten, von welchen aus er die Stadt zu ängstigen, und endlich durch Mangel zur Übergabe zu zwingen dachte. Rüdiger griff diese Thürme muthig an, indem er, mitten durch die Stadt eilend, seine Macht immer gegen denselben wandte, in welchem, wie er wohl wußte, sein Bruder sich für den Augenblick nicht befand. Aber der Drang der Umstände zeigte ihm bald, daß an kein längeres Halten hier mehr zu denken war, und so verließ er einmahl in der Nacht die Stadt mit hundert Reisigen, und ging nach Girace, das ihm willig die Thore öffnete, obwohl es unlängst vorher ein Bündniß mit Robert beschworen hatte.

Guiscard, hocherzürnt über diesen Treubruch, brach sogleich von Mileto auf, wo er nur eine schwache Besatzung in den beyden Thürmen ließ, und rückte vor Girace. Er wußte wohl, daß er noch auf eine große Parthey in der Stadt zu zählen hatte; dennoch fand er die Thore verschlossen, und konnte einer Einladung zu einem seiner Freunde Basilius, einem der Vornehmsten der Stadt, nur verkleidet folgen. Unentdeckt gelangte er zwar in den Pallast seines Freundes, aber Zufall oder Ver-

rath verbreitete die Nachricht von der Anwesenheit dieses wichtigen Gastes unter den Einwohnern. Bey der Kunde, daß der Herzog, dem Viele ungeneigt waren, sich in ihren Mauern befände, rottete der Pöbel sich vor dem Hause seines Wirthes zusammen, forderte mit Ungestüm die Auslieferung des Herzogs, stürmte den Pallast, und Basilius sammt seiner Frau fielen als ein Opfer der blinden Volkswuth. Robert sah sich ganz allein, ohne Waffen, ohne Schutz, mitten unter dem tobenden Haufen, der nach seinem Blute lechzte. Mit Mühe gelang es ihm, ihre Wuth mit kluger Rede so weit zu besprechen, daß sie auf den Rath der Vernünftigen hörten, und von einer wilden That abstehend, die nicht ungerochen geblieben seyn würde, den Herzog indeß bloß gefangen setzten.

Aber der Ruf von der Gefahr und Gefangenschaft des Herzogs verbreitete sich, und gelangte ins Lager seines Bruders auf der andern Seite von Girace. Aller Fehde, aller Feindschaft vergessend, rief dieser seine Normannen zusammen, trug ihnen die Gefahr seines Bruders, ihres Herzogs vor, und beschwor sie mit Thränen, ihm zur Rettung seines Bruders zu helfen. Schnell war die Schaar gewaffnet, schnell rückte er damit in die Stadt, ließ die Häupter derselben zusammenberufen, stellte ih-

nen vor, welches Schicksal sie sich durch die Ermordung des Herzogs zuziehen würden, und wußte es durch Überredung und Drohungen, die seine bewaffnete Schaar auszuführen in Bereitschaft stand, dahin zu bringen, daß sie Guiscard frey gaben. Dieser eilte nun in die Arme seines Bruders, und Thränen der Freude und des Danks feyerten den Augenblick der Versöhnung.

Alles schien nun beygelegt, und der Zwist der Brüder für immer abgethan. Aber während jene Vorfälle sich in Girace zutrugen, hatten Rüdigers in Mileto zurückgelassene Leute die beyden Thürme vor ihren Thoren gestürmt, die Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht, und sich der Befestigungen bemächtigt. Robert, dessen Gemüth viel geneigter war, empfangene Unbilden, als genossene Wohlthaten zu behalten, loderte sogleich wieder in Zorn auf, klagte laut über Rüdigers Unredlichkeit, und weigerte sich aufs neue, zu der versprochenen Theilung von Calabrien zu schreiten, bis nicht sein Bruder ihm beyde Schlösser oder Thürme und die gefangene Besatzung auslieferte. Rüdiger, um von seiner Seite nicht die geringste Veranlassung zu Feindseligkeiten zu geben, ließ sich auch dieß gefallen, und übergab die Schlösser und die Mannschaft; als er aber sah, daß Alles dieß seines Bruders har-

ten Sinn nicht beugen, und ihn nicht zur Haltung seines Versprechens vermögen könne, drang er durch Einverständniß mit den Einwohnern in das feste Schloß seines Bruders Messiana, von wo aus er ganz Calabrien nach Gefallen beunruhigen konnte, setzte sich daselbst fest, und sandte seinem Bruder von dort einen Fehdebrief.

Nun sah Robert die Gefahr ein, die allen seinen Besitzungen drohe, wenn Rüdiger feindlich jenen Platz behauptete; er entschloß sich, die lange verweigerten Bedingungen zu erfüllen, Calabrien wurde getheilt, Rüdigers gerechte Forderungen befriedigt, und er war nun im Stande, auch diejenigen zu belohnen, die ihm bisher so treu gedient hatten.

Sobald diese Angelegenheit in Ordnung war, setzte er mit dreyhundert Reisigen und seiner jugendlichen Gemahlinn über die Meerenge, landete in Sicilien, und rückte gerade vor Traina, das ihm zwar nicht ungern, aber nicht mehr mit so gutem Willen die Thore öffnete. Das Betragen der normannischen Krieger, die bey den Einwohnern im Quartier gelegen, und sich nicht gehörig benommen hatten, war die Hauptursache dieser Unzufriedenheit. Rüdiger hörte die gerechten Klagen, und strafte die Übelthäter; aber damit war der falsche

Sinn der Griechen nicht begütiget. Als der Graf kurze Zeit darauf mit dem größten Theil seiner Leute zu einem Kampfe gegen die Saracenen ausgezogen war, überfielen sie die nur mit wenigen Kriegern zurückgebliebene Gräfinn, in der Hoffnung, sich ihrer leicht zu bemächtigen, und somit das Joch der Fremdlinge abzuschütteln. Indessen vertheidigte sich Judith heldenmüthig mit ihrer kleinen Schaar, und hielt sich unbesiegt, bis ihr Eheherr ankam, und nun ein furchtbarer Kampf mit den Empörern begann. Die Stadt war in zwey Partheyen getheilt, alle Tage fielen Gefechte vor; aber die Griechen hatten große Vortheile vor Rüdigern, indem ihnen fünftausend Saracenen zu Hülfe zogen, und Überfluß in ihrem Lager herrschte, während der Graf mit den Seinigen kaum das Nothdürftigste hatte, und ein Mantel und ein Oberkleid Alles war, was er sammt seiner Gemahlinn besaß, um sich vor der Kälte zu schirmen. Dennoch verließen ihn sein Muth und seine Standhaftigkeit nicht. Bey einem der vielen Gefechte, in welchem er sich zu weit unter die Feinde gewagt hatte, wurde sein Pferd unter ihm durchstochen; es stürzte nieder, und Rüdiger sah sich mitten unter den feindlichen Schaaren allein und zu Fuß. Da zog er sein Schwert, und mähte, indem er es rasch

im Kreise umher bewegte, so furchtbar unter den eindringenden Feinden, daß bald ein Wall von Leichen vor ihm lag, die Übrigen die Flucht ergriffen, und er Zeit genug behielt, auch noch den Sattel seines todten Pferdes abzuschnallen und auf seinen Schultern mitzunehmen, damit die Feinde auch nicht das kleinste Siegeszeichen von ihm aufzuweisen hätten.

Vier Monathe hatte die Belagerung gewährt, die Strenge des Winters nahm zu; die Sicilianer, empfindlicher gegen den Frost, als die rauhern Söhne des Nordens, suchten sich in ihrem Lager nach Möglichkeit davor zu schützen, hielten die Wachen sorgloser, und pflegten sich in Bad- und Trinkstuben. Rüdigers Aufmerksamkeit entging nichts, er befahl seinen Leuten, zum Schein dasselbe zu thun, und sich anzustellen, als unterließen sie die sorgfältigere Huth. Das schläferte die Feinde noch mehr ein, und der Graf ergriff den Augenblick, wie er in einer hellen strengkalten Winternacht auf dem Walle hin- und herschreitend jene im tiefsten Schlaf, und keine Wache auf ihrem Posten erblickte. Rasch fiel er mit den Seinigen aus, erschlug eine große Anzahl der Feinde, und brachte Überfluß an Lebensmitteln aus dem

schlechtvertheidigten Lager in seine von Allem entblößte Feste zurück.

Bald darauf, da er die Nothwendigkeit erkannte, was ihnen fehlte, und was ihnen kein zweyter Ausfall liefern konnte, Waffen, Pferde und Geld aus Apulien oder Calabrien zu hohlen, verließ er Traina, und vertraute seiner Judith die Obhuth der Burg. Judith entsprach dem Vertrauen, das ihr Gemahl auf ihren klaren muthigen Sinn setzte. Sie erschien selbst auf den Wällen, bemerkte, wo es gebrach, ordnete, was zu ordnen war, ermahnte die Krieger mit sanften Worten, und vertröstete sie auf die baldige Rückkehr ihres Eheherrn. Dieser erschien auch bald, theilte froh unter die Seinen, was er mitgebracht hatte, machte, sobald die Pferde sich erhohlt hatten, von allen Seiten Ausfälle und Streifzüge gegen die Araber, schlug sie in kleinern und größern Gefechten, und belebte mit seinem Heldengeiste Alles, was ihn umgab.

Die Saracenen ihrerseits strengten alle Kräfte an, diesen Fortschritten zu widerstehen, und bey Ceramio kam es bald zu einer merkwürdigen Schlacht. Serlo, Rüdigers Neffe hatte von seinem Oheim den Befehl erhalten, mit 36 Reitern und einer Schaar, die jener ihm selbst zu-

führen wollte, Ceramio anzugreifen. Des Jünglings ungeduldige Tapferkeit erlaubte ihm nicht, die Ankunft seines Oheims abzuwarten; allein, nur von jenen sechs und dreyßig Mann begleitet, erschien er vor Ceramio, drang hinein und behauptete sich darin. Bald darauf erschien Rüdiger mit seinen Normannen. Die Saracenen, in weit überlegener Zahl, griffen ihn an, das kleine Heer war bald umringt, er sah keinen Ausweg, als den er sich mit dem Schwerte in der Hand erkämpfen würde. Da zeigte sich plötzlich mitten im Gedränge ein Ritter auf schneeweißem Pferde, in schimmernder Rüstung und mit einer weißen Fahne, wie der fromme Goffredo Malaterra erzählt. Die Normannen erkannten ihn für den heil. Georg, riefen mit Jubelgeschrey seinen Nahmen aus, warfen sich auf die erschrockenen Feinde, und erkämpften einen vollständigen Sieg. Die Beute war unermeßlich. Rüdiger gelobte einen Theil davon dem heil. Petrus, und schickte dem Papst Alexander dem IV. vier kostbar geschmückte und beladene Kamehle zu, wofür ihm dieser eine Fahne, mit dem Zeichen des apostolischen Stuhls geziert, schenkte. Rüdiger aber ließ von nun an auf seine Waffen und Fahnen den Spruch setzen: Dextera Domini fecit virtutem'.

Dextera Domini exaltabit me. Die Hand des Herrn hat mir Muth gegeben, die Hand des Herrn wird mich erhöhen. Diese Worte wurden späterhin der Wahlspruch aller Normannischen Fürsten.

Längst schon hatten Rüdiger und Robert die Wichtigkeit von Palermo, der ersten Stadt der Insel, und die bedeutenden Folgen dieser Eroberung eingesehen; aber noch fühlten sie ihre Kräfte diesem Unternehmen nicht gewachsen, und so ließen sie sich auch von den Pisanern, welche eine Fehde mit Palermo hatten, und die Hülfe der Normannen bey diesem Unternehmen ansprachen, nicht dazu bewegen. Vielmehr begnügte sich Rüdiger in den nächsten zwey Jahren damit, hin und her Streifzüge durch die Insel zu machen, die Uneinigkeiten der Saracenen zu seinem Vortheil zu benützen, und ihre Macht auf jede Art zu schwächen.

Dennoch ermannten sich diese von Zeit zu Zeit wieder, und brachten so einstens eine bedeutende Heeresmacht zusammen, mit der sie im Feld erschienen, und auf der Ebene Missilmeri, unweit Palermo, den Normannen eine Schlacht anbothen. Diese nahmen sie, ungeachtet ihrer viel kleinern Anzahl, begierig an. Rüdiger ermahnte die Sei-

nen in einer kurzen Anrede, und nun stürzten sie mit einer solchen Heftigkeit auf den Feind, daß dieser die Flucht ergriff, und das reiche Lager mit ungeheuren Schätzen den Normannen überließ. In diesem Lager fand Rüdiger die Brieftauben, deren die Araber sich zu schnellen Bothschaften zu bedienen pflegen. Auch er machte Gebrauch von dieser Erfindung, aber zum Schrecken der Saracenen, indem er Briefe, auf denen die Nachrichten von der Niederlage des arabischen Heers mit dem Blute der Erschlagenen geschrieben waren, den Tauben mitgab, sie so zurück nach Palermo fliegen ließ, und die äußerste Bestürzung unter den Einwohnern verbreitete. Vermuthlich war es um diese Zeit, daß Rüdiger seine zweyte, so geliebte Gemahlinn Judith verlor. Er hatte nicht die Freude, Kinder von ihr zu erhalten, und sah diese Entbehrung als eine gerechte Strafe des Himmels an, für den Raub, den er an demselben begangen hatte, indem er die ihm geweihte Braut ihrem Gelübde ungetreu gemacht hatte. Er vermählte sich zum drittenmahle, und von dieser Frau, die Ehrenburg hieß, hatte er zwey Söhne, Gottfried und Jordan, und sechs Töchter, die er in der Folge, eine Einzige ausgenommen, an verschiedene Fürsten verheirathete. Jene einzige nahm den Schleyer.

Ganz Apulien gehorchte bereits Herzog Roberts Scepter, bis auf die Seestadt Bari, die dem griechischen Kaiser ihre Treue unerschüttert bewahrt hatte. Alle Macht, die dieser Hof noch in Apulien besaß, war in diesem einzigen Ort zusammengedrängt, ein Katapan commandirte darin, und widerstand muthig allen Angriffen Roberts, der die Stadt bereits im vierten Jahre vergeblich belagerte. Überzeugt, daß es ihm unmöglich seyn würde, ihrer mit seiner Macht allein Meister zu werden, rief er seinen Bruder zu Hülfe, der sogleich von Sicilien herüber kam, seine Schaaren mit denen seines Bruders vereinigte, und die Belagerung mit erneuter Kraft begann.

Die Barenser sahen die Gefahr, die ihnen von dieser mächtigen Verbindung drohte, und schickten deßhalb in Geheim Bothschaft nach Byzanz an Kaiser Diogenes, um Unterstützung in ihrer äußersten Noth zu erflehen. Der Kaiser, bewogen durch die Gefahr der getreuen Stadt, verhieß ihnen, eine Flotte unter Josselin d'Orenches zu Hülfe zu senden, der ebenfalls ein Normann, und vermuthlich einer von den Warägern oder Waringern war, wie die Schaar der Nordländer hieß, die sich dem griechischen Kaiser zum Dienste verpflichtet hatten. Der Abgesandte war heimlich aus Bari gegangen, und kam eben so heimlich wieder zurück; aber Rüdiger, dessen Aufmerksamkeit nichts

entging, bemerkte in der Nacht Feuerzeichen auf den Wällen der Stadt; er schloß daraus, daß man Hülfe oder sonst ein Ereigniß erwarte, das von der Seeseite herkommen müßte. Deßhalb ließ er genau allnächtlich das Meer beobachten, und erblickte denn auch wirklich einmahl von fern die schimmernden Lichter der Laternen, welche die griechischen Schiffe, jedes wie einen Hoffnungsstern in finsterer Nacht, vor sich trugen. Sogleich bestieg Rüdiger ein wohl gerüstetes Fahrzeug, das er schon zu diesem Behuf hatte bereiten lassen, steuerte gerade auf das den Übrigen voran segelnde Schiff zu, das den Feldherrn, eben jenen Josselin d'Orenches trug, griff es an, überwältigte die Bemannung und brachte Josselin als Gefangenen zu dem Herzog, der den Bruder, um dessentwillen er sehr besorgt gewesen war, mit doppelter Freude empfing. Die Barenser erkannten, daß sie nun keinen Entsatz mehr zu hoffen hatten, und ergaben sich an Robert Guiscard. Rüdiger ging wieder nach Sicilien, und Robert folgte ihm bald, um die lange aufgeschobene Belagerung von Palermo zu unternehmen.

Bey Catanea stieß er mit den Seinigen zu [illegible]
Heere seines Bruders, zog dann vereint [illegible]
vor Palermo, und umlagerte es zu Land [illegible]
Aber die Palermitaner vertheidigten sich [illegible]
schlossenheit, das Schicksal der Stadt bl[illegible]

ganze Monathe unentschieden, und Guiscard mußte seine Zuflucht zu einer Kriegslist nehmen. Er ließ eine beträchtliche Anzahl seiner Leute sich auf der Seite der Stadt, wo die Einwohner ihre Gärten hatten, in einen Hinterhalt legen, Rüdiger aber mußte, von der Flotte unterstützt, die Stadt auf der Seeseite angreifen. Sobald die Palermitaner den Ungestüm seines Angriffs fühlten, warfen sie sich mit vereinter Macht der drohenden höchsten Gefahr entgegen, und gaben so die andere Seite der Mauern dem Hinterhalte Guiscards Preis. Dieser eilte sogleich herbey, erstieg ohne Widerstand die unbewachten Wälle, und öffnete die Thore der Stadt. Bestürzt erblickten die Einwohner plötzlich den Feind mitten unter sich, und überzeugt, daß nun alles verloren sey, ergaben sie sich auf leidliche Bedingungen. Den Saracenen wurde die freye Übung ihrer Religion erlaubt, und die christliche in ihrem alten Glanz hergestellt. Rüdiger und Robert ließen die Kirche zur heiligen Jungfrau, welche die Mahomedaner zu einer Moschee gemacht hatten, reinigen, und wieder einweihen; der alte Erzbischof, der in Armuth und Elend gelebt hatte, wurde in seine vorige Würde und Amtsverrichtung eingesetzt, die Kirche von nun an Maria della Vittoria genannt, so wie das Thor, durch

welches die Normannen herein drangen, bis auf diesen Tag Porta della Vittoria heißt, und auf diese Art die neue Eroberung durch fromme Gesinnung geheiligt und gesichert.

In Ceramio hatte Rüdiger seinen Neffen Serlo, der das Meiste zu dessen Eroberung beygetragen hatte, zum Schutze der Stadt, und um die Araber in der Gegend niederzuhalten, zurück gelassen. Die unbedachtsame Jugend desselben ließ sich von den Freundschaftsversicherungen eines saracenischen Heerführers einschläfern und unter dem Vorwande einer Jagd allein weit von der Stadt weg locken. Die Saracenen lagen im Hinterhalt, sie sprangen mit einem Mahle hervor, und Serlo erkannte seine Unbedachtsamkeit und seine Gefahr. An Rettung war nicht zu denken, aber der Normann wollte sein Leben den Verräthern theuer verkaufen; er sprang auf einen Fels, der ihm den Rücken deckte, und noch seinen Nahmen führt, und vertheidigte sich dort lang und muthig gegen die Überzahl. Endlich aber erlag er ihren Streichen, und Ceramio ging mit dem Tode des Befehlshabers verloren. Rüdigern erfüllte diese Nachricht mit so großem Schmerze, daß er sich ganz seiner Traurigkeit hingab, und Robert ihn erinnern mußte, sich zu fassen, und lieber auf Rache zu sinnen.

Nun setzte er seine Unternehmungen gegen die Saracenen wieder fort, eroberte nach und nach mehrere Städte, befestigte einige, erbaute an andern Orten feste Schlösser, und schränkte so die Macht und das Gebieth der Saracenen immer mehr ein. Zuweilen wagten sie aus Africa herüber Raubzüge, landeten an unbewachten Stellen, überfielen Wehrlose, und schleppten Weiber und Kinder in die Sclaverey fort. Wenn aber Rüdiger von diesen Freveln hörte, überfiel er sie, jagte ihnen den Raub ab, und trieb sie in ihre Schlösser zurück.

So gingen einige Jahre hin, bis 1076 wichtige Geschäfte des Grafen Anwesenheit in Apulien forderten. Er ließ seinen Schwiegersohn, Graf Hugo von Circea, zur Huth in Sicilien zurück, und schärfte ihm dringend ein, sich weder von Catanea zu entfernen, noch in eine Schlacht mit den Saracenen einzulassen. Aber die Begierde, Etwas zu thun, das ihm die Achtung seines Schwiegervaters verdienen könnte, riß ihn hin, sein ausdrückliches Geboth zu übertreten. Er verließ Catanea, suchte zu Traina seinen Schwager Jordan auf, und beredete ihn, irgend etwas Kühnes gegen die Saracenen zu unternehmen.

Benhuris, Fürst von Syrakus, war zu dieser

Zeit das Haupt aller noch in Sicilien befindlichen Saracenen. Die ehrgeizigen Wünsche der beyden jungen Grafen wurden bald bekannt, und Benhuris nahm sich vor, sich derselben zu ihrem eigenen Verderben zu bedienen. Ungefähr dreyßig saracenische Reiter zeigten sich unweit der Mauern von Catanea, und forderten unter Hohn und Spott die Besatzung zum Kampfe auf, indeß ein bedeutender Hinterhalt sich im Dickicht und in den Niederungen versteckte. Hugo und Jordan ließen sich täuschen; doch, um nicht ganz unbesonnen zu handeln, schickten sie vorerst nur einen kleinen Haufen gegen jene Reiter ab. Die Saracenen zogen sich alsobald zurück, der Hinterhalt hielt sich stille. Hugo's Krieger kamen ohne Gefahr weit über denselben hinaus, und Hugo und Jordan, der anscheinenden Sicherheit vertrauend, rückten nun mit ihrer ganzen Macht aus, und jagten den Fliehenden nach. In dem Augenblicke fuhren die Saracenen aus ihrem Hinterhalte empor, warfen sich über die Normannen her, und schnitten ihnen die Rückkehr in die Stadt ab. Hugo fiel als Opfer seines jugendlichen Ehrgeizes, Jordan rettete sich nebst dem Rest der Seinigen mit Mühe in die Stadt, und verschloß sie den Feinden. Als Rüdiger bey seiner Zurückkunft diese Unfälle vernahm, über-

ließ er sich seinem ganzen Schmerz über Hugo's Verlust, beweinte ihn mit vielen Thränen, und brachte ihm ein furchtbares Todtenopfer, indem er alle zur Erndte reifen Saaten der Sicilianer verwüstete, und weithin Elend und Noth über das feindliche Land verbreitete.

Rüdiger fuhr fort, den Saracenen auch auf jede andere Weise Abbruch zu thun. Er entriß ihnen Trabla und Nuovo Castro, und schickte sich an, Taormina zu belagern. Um dieses zu bewerkstelligen, ließ er an dem schroffen Berge, auf welchem es liegt, zwey und zwanzig Schanzen anlegen. Hier, indem er, um Alles selbst zu sehen und zu ordnen, von einer zur andern kletterte, überfielen ihn Saracenen, die sich in einem Myrthengesträuch verborgen hatten. Er würde seine Kühnheit mit seinem Leben bezahlt haben, wenn nicht einer seiner Begleiter, Evisard genannt, den Streich aufgefangen, und sich für seinen Herrn geopfert hätte. Der Angriff wurde muthig zurück gewiesen, und Rüdiger ließ den Retter seines Lebens mit großem Pomp beerdigen.

Im Jahre 1079 fiel Taormina in die Hände der Normannen. Jaci hatte bald darauf dasselbe Schicksal, und Rüdiger vertrieb, indem er mit seinen Truppen durch das Gebirg streifte, vom

Aetna bis nach Traina alle Anhänger Mahomets, in welcher letzten Stadt er der heiligen Jungfrau eine Kirche baute.

Aber indeß Rüdiger so eifrig für die Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens in Sicilien besorgt war, hatte Robert, sein Bruder, sich mit dem Papst entzweyt, Benevent im Kirchenstaat angegriffen, und Gregor VII. ihn nebst allen seinen Angehörigen in Bann gethan. Dieß schmerzte Rüdigern außerordentlich; er sann angelegentlich darauf, sich mit dem heiligen Vater zu versöhnen, und ging deßwegen selbst nach Rom, um die Lossprechung von dem unverschuldeten Fluch, und die Erlaubniß zu erbitten, daß er sich künftig einen Sohn der Kirche nennen dürfe. Nur mit Mühe willigte endlich der Papst in diese billige Forderung, und nur unter der Bedingung, daß Rüdiger nie Theil an den kirchenräuberischen Entwürfen seines Bruders nehme.

Als er wieder nach Sicilien zurückgekommen war, erschien eine Bothschaft von Raymund Grafen der Provence, der, von Rüdigers Ruhm gelockt, um die Hand seiner Tochter Mathilde warb. Rüdiger hörte diese Werbung mit Vergnügen. Graf Raimund kam selbst, die Braut zu hohlen, und kehrte, sobald die Hochzeitsfeyerlichkeiten, die

Rüdiger mit großer Pracht veranstaltet hatte, vorüber waren, mit seiner jungen Frau nach der Provence zurück.

Beg Humen, ein Saracene, hatte Rüdigers Gunst und Vertrauen in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß er ihm, nach seines Schwiegersohns, Hugo's, Tode die Vertheidigung von Catanea übergab. Aber der Saracene lohnte dieß Zutrauen schlecht. Er lieh der Einflüsterung des Fürsten von Syrakus Benhuris sein Ohr, und übergab ihm zuletzt verrätherischer Weise den anvertrauten Platz. Schon frohlockten die Saracenen über die Schmach, die die Christen durch sie erlitten; aber Jordan, Rüdigers Sohn, Robert von Surdavalle und ein gewisser Elias Cortomenes, der den mahomedanischen Glauben verlassen hatte, und später, als er durch einen unglücklichen Zufall wieder in die Hände seiner ehemahligen Glaubensgenossen fiel, lieber sterben als abtrünnig werden wollte, rückten schnell, obwohl mit geringer Macht heran, umlagerten die Stadt, und bedrängten sie so sehr, daß Benhuris und Beg Humen nichts übrig blieb, als sich bey Nacht durch eine schnelle Flucht zu retten. Die Normannen besetzten Catanea aufs neue, Benhuris aber ließ, sobald er in

Syrakus angekommen war, Beg Humen zum Lohne seines Verraths hinrichten.

So edel und tapfer sich Jordan bey dieser und andern Gelegenheiten bewiesen hatte, vergaß er doch bald darauf seine Pflicht gegen seinen Vater. Es ist unbekannt, welche Ursachen ihn dazu bewogen hatten; aber da die Huth von Catanea kurz vorher seinem Schwager, der seine Unbesonnenheit mit dem Leben gebüßt hatte, und dann nach dessen Tode einem Saracenen anvertraut war, so ist es denkbar, daß vielleicht Jordan so gut wie jene unbedachtsam gehandelt, und, weil er sich von seinem Vater einem Fremden nachgesetzt glaubte, dem Rathe böser Menschen horchend, sich bis zur Empörung habe verleiten lassen. Schon hatte er sich der Schlösser San Marco und Mistreto bemeistert, und rückte auf Traina los, wo seines Vaters Schätze aufbewahrt lagen. Die Einwohner verschlossen die Thore vor ihm, und Rüdiger, der während seines Bruders Abwesenheit, seine Stelle in Apulien vertrat, kam auf die erste Nachricht von diesen Unruhen zeitlich genug in Sicilien an, um die Empörung zu vernichten, und die Ruhe wieder herzustellen. Aus Besorgniß, durch zu große Strenge den Sohn zu einem verzweifelten Schritt, und vielleicht in die Arme der

König von England, und endlich der Papst Gregor der VII. starben.

Nach Roberts Tode entspann sich zwischen seinen Söhnen Rüdiger und Bohemund der Streit um die Oberherrschaft; aber Graf Rüdiger, ihr Oheim, schlichtete ihn zum Vortheile des Erstern, und setzte ihn unter dem Titel eines Herzogs in alle Rechte seines Vaters in Apulien und dem Principate ein. Während er, hiermit beschäftigt, von Sicilien abwesend war, erregte ihm Benhuris, Fürst von Syrakus, neue Unruhen. Er rüstete eine Flotte aus, segelte über die Meerenge, überfiel Nicotera, zerstörte es, schleppte Weiber und Kinder in die Gefangenschaft, entheiligte Kirchen und Klöster, mißhandelte die Klosterfrauen, und kehrte mit reicher Beute nach Syrakus zurück.

Graf Rüdiger, durch diese Frevel aufs Äußerste entrüstet, bereitete sich, sie zu rächen. Er ließ eine Flotte ausrüsten, womit er bis zum nächsten Frühling fertig war, näherte sich Syrakus zur See, und befahl seinem Sohne Jordan das Heer zu Land zu führen. Wind und Wellen begünstigten die Fahrt. Philipp, ein Verwandter des Grafen, der maurischen Sprache kundig, wurde auf einem leichten Schiffe voraus gesandt, um Alles

zu erforschen. Unerkannt und unentdeckt segelte er bey Nacht zwischen der feindlichen Flotte umher, und brachte dem Grafen sichere Kunde. Bey Resesalir vereinigten sich beyde Heere. Hier ließ Rüdiger seine Krieger Messe hören, beichten, das Abendmahl empfangen, und weil es ein Sonntag war, den Tag in Gebeth und Stille zubringen. Auf die nächste Mitternacht war der Angriff bestimmt. In größter Stille wurden die Anker gelichtet, und man näherte sich im Mondlichte dem Hafen von Syrakus, wo Benhuris mit seiner ganzen Flotte lag. Die Schlacht begann. Benhuris trieb sein böser Geist, sich mit dem Grafen zu messen; er ließ gerade auf dessen Schiff zurudern, griff es wüthend an, und wurde eben so wüthend empfangen. Ein Pfeil verwundete ihn zuerst, nun sprang auch der Graf von seinem Schiff in das des Saracenen, und suchte diesen überall mit gezücktem Schwert. Benhuris sah sich verloren, und indem er sich auf das nächste Schiff retten wollte, stürzte er in's Meer. Die Schwere seiner Rüstung zog ihn zu Boden, und er fand seinen Tod in den Wellen; Syrakus aber hielt sich noch gegen vier Monathe, bis endlich, da die Stadt immer härter bedrängt wurde, des Fürsten Witwe, die sich noch daselbst befand, in einer Nacht sich heimlich mit

ihren Kindern und Schätzen einschiffte, und nach Nolo ging, worauf sich die Stadt Rüdigern 1085 ergab.

Nach Benhuris Fall befand sich auf der ganzen Insel nur noch der Saracene Chamut, der sich der Macht der Normannen mit Nachdruck zu widersetzen im Stande war. Er selbst hielt sich in Castro Giovanni auf, aber seine Gemahlinn und Kinder lebten in Girgenti. Rüdiger beschloß im April des Jahres 1086 diese Stadt zu belagern, und ängstete sie mit Kriegsmaschinen und Stürmen so sehr, daß sie endlich im Julius in die Gewalt des Siegers fiel. Obwohl dem erstürmten Platz keine Bedingungen waren gegeben worden, ließ doch Rüdiger Chamuts gefangene Gemahlinn und Kinder würdig und ihrem Stande gemäß behandeln, umgab dann den Platz mit Graben und Wällen, befestigte ihn auf's neue, und eroberte von hier aus noch eilf der umliegenden Orte. Endlich rückte er vor Castro Giovanni selbst, und ließ Chamut zu einer Unterredung auffordern. War es Rührung und Dankbarkeit wegen Rüdigers edlem Betragen gegen des Saracenen sehr geliebte Frau, war es Rüdigers begeisterte Rede oder göttliche Erleuchtung, genug der Saracene fühlte sich nach jenem Gespräche gestimmt, den Glauben seines menschli-

chen Siegers anzunehmen, und sich mit Weib und Kindern taufen zu lassen. Nur sollte, aus Furcht vor seinen Landsleuten, sein Entschluß nicht freywillig, sondern eine Folge des Zwangs scheinen. Daher zog er nach seiner Unterredung mit dem Grafen, in einem langen Zuge von Kamehlen, Maulthieren, Pferden, die seine Schätze trugen, als gedächte er anderswohin zu reisen, aus Castro Giovanni, bis an den Ort, wo die Normannen sich im Hinterhalt gelegt hatten. Sie stürzten auf die Karavane hervor, Chamut ergab sich ohne Widerstand, und wurde nebst seinen Schätzen in Sicherheit gebracht. Castro Giovanni, das sich nicht lange halten konnte, ging an Rüdiger über, Chamut aber ließ sich sogleich mit seiner ganzen Familie taufen, und bedingte sich nichts aus, als die Vergünstigung, auch als Christ sich von seiner Frau, mit der er nahe verwandt war, und die er zärtlich liebte, nicht scheiden zu dürfen. Um bey dem Grafen und seinen neuen Glaubensgenossen jede Möglichkeit des Verdachts zu entfernen, und zugleich um vor der Rache seines nun verlassenen Volks sicher zu seyn, ließ er sich in Calabrien nieder, wo Rüdiger ihm im Miletanischen Gebiethe Besitzungen einräumte, und brachte dort sein Leben mit den Seinigen vergnügt und unangefochten zu.

Bis auf Butero und Nolo, an welchem Orte sich Benhuris Witwe aus Syrakus mit ihren Kindern und Reichthümern hingeflüchtet hatte, hatte Rüdiger sich und der Normannischen Macht ganz Sicilien unterworfen. Er erkannte dieß Glück seiner Waffen mit frommer Dankbarkeit als einen Beweis einer vorzüglichen Gunst des Himmels an, und richtete in dieser Ansicht seine Aufmerksamkeit wie seine Thätigkeit auf göttliche und kirchliche Dinge, ohne deßwegen die Verwaltung seiner Regierungsgeschäfte und seiner kriegerischen Unternehmungen auf die Seite zu setzen. Er stiftete Kirchen und Klöster, errichtete in jeder größern Stadt ein Bisthum, beschenkte es reichlich, und sorgte auf jede Weise dafür, daß der Glaube, dem er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Trost dankte, auch bey andern so viel möglich verbreitet und befestigt werde.

Zugleich war er der Friedensstifter, Schiedsrichter und Rächer jedes Unrechts in seinem Hause. Bald nach Herzog Roberts Tode hatte er die Erbfolgestreitigkeiten zwischen seinen Neffen zu schlichten gehabt; aber Bohemunds Ehrgeiz ertrug ungern diesen Ausspruch, er empörte sich gegen seinen Bruder, den Herzog, bemächtigte sich der Stadt Oria, und streifte verwüstend mit seinen Schaaren

durch's Tarentinische und Hydrunt. Graf Rüdiger kam auf das Ersuchen seines Neffen, des Herzogs, herüber; halb durch Gewalt, halb durch Güte brachte er Bohemunds unruhigen Geist zu Frieden und Versöhnung, und Herzog Rüdiger, mild und gut, trat dem Bruder nicht allein Oria, das dieser mit Gewalt der Waffen genommen, sondern auch noch andere Besitzthümer ab. Nicht lange darnach empörten sich die Consentiner gegen Herzog Rüdiger; er rief abermahls seinen Oheim zu Hülfe; und dieser brachte es durch Überredung und Drohung, durch Muth und Klugheit dahin, daß die Consentiner sich ihrem rechtmäßigen Herrn wieder unterwarfen.

Der Graf dachte nun darauf, die Saracenen ganz aus der Insel zu vertreiben, und zog deßhalb vor Butero. Während er beschäftigt war, die Stadt einzuschließen, kam ihm plötzlich Bothschaft, daß der heilige Vater in Traina angekommen sey, um sich in dringenden Angelegenheiten der Christenheit mit dem Grafen zu besprechen, wodurch er bewies, welches Gewicht er auf des Grafen Ausspruch in solchen Dingen lege. Es betraf einen Streit zwischen den griechischen und lateinischen Christen, von denen die ersten bey der Communion sich gesäuerter, die letzten ungesäuerter Brote bedienten, und der

Kaiser Alexius hatte den Papst ersucht, sich mit seinen Theologen nach Constantinopel zu verfügen, und dort mit diesen und griechischen Gelehrten über diese Streitfrage zu entscheiden, welcher Entscheidung er sich dann mit seinen Unterthanen unterwerfen würde. Rüdiger, der, so schwer es ihm fiel, sich in diesem Augenblicke vom Kriegsschauplatze zu entfernen, doch den Papst nicht auf sich warten lassen wollte, der bereits einen so weiten beschwerlichen Weg, bloß um seinen Rath zu hören, gemacht hatte, übergab den Oberbefehl seinen Feldhauptleuten, eilte nach Traina, und rieth dem Papst, um die Spaltung zu vermeiden, nach Constantinopel zu gehen. Er entließ ihn hierauf mit reichen Geschenken, und kehrte in's Lager vor Butero zurück. Den Papst hielten später die Unruhen und Feindseligkeiten, die in Rom selbst ausgebrochen waren, von dieser Reise ab; Rüdiger aber war glücklicher in seinem Unternehmen, Butero fiel bald in seine Hände, und die Einwohner von Nolo, wo Benhuris Witwe mit ihrem Sohne sich aufhielt, die Unmöglichkeit erkennend, sich allein auf der ganzen Insel gegen die Macht der Normannen zu behaupten, entließen die Witwe mit den Ihrigen und ihren Schätzen nach Afrika, und übergaben dem Grafen die Stadt.

So waren denn die Normannen Herren von ganz Sicilien, das Herzog Rüdiger mit seinem Oheim, nach einer Theilung, welche bereits zwischen den beyden Brüdern Robert und Rüdiger vorläufig Statt gefunden hatte, gemeinschaftlich besaßen. Der Graf hatte das Ziel seines langen Strebens, den Lohn so mancher kühnen, gefährlichen That erreicht, der Himmel hatte sichtbar seine Unternehmungen gesegnet, und mit dem Glücke, mit der Ruhe wuchsen nicht, wie sonst zu geschehen pflegt, sein Stolz und seine Anmaßungen; er wurde vielmehr, so wie die äußern Reibungen aufhörten, immer milder und frömmer gesinnt, seine Untergebenen hatten sich nur einer sanften Begegnung zu erfreuen, seine Ermahnungen wurden liebreicher, seine Strafen gelinder, sein Sinn war stetiger nach dem Himmlischen gerichtet. Dennoch verließ den alternden Helden die Lust nach Abentheuern nicht, und nachdem auf Sicilien nichts mehr zu thun war, entwarf er den Plan, Malta anzugreifen und die Christensclaven zu befreyen. Er ließ Schiffe ausrüsten, und Alles zur Abfahrt bereiten. Vergebens stellten ihm seine Großen, und vor Allen sein Sohn Jordan, der diesen Zug am liebsten selbst geführt hätte, sein Alter, und wie billig es für ihn wäre, sich zu schonen, vor; er wurde endlich über alle

diese Gegenvorstellungen aufgebracht, gab das Zeichen zur Abfahrt, und stieß unter dem Schall fröhlicher Musik und lautem Jubelruf vom Lande. In Malta gelandet, war er kaum mit dreyzehn Rittern zu Pferde gestiegen, als die Einwohner in großer Anzahl an das Ufer eilten, um ihnen die Landung zu wehren. Rüdiger mit seinen Gefährten griff sie muthig an, warf sie in die Flucht, schiffte seine Schaaren aus, und übernachtete dann ungestört am Gestade. Guy, der den Oberbefehl in der Stadt führte, sah ein, daß er mit unkriegerischen Bürgern sich der Macht der Normannen nicht würde widersetzen können, und ließ sich in Unterhandlungen ein. Rüdigers erste Forderung war die Freylassung aller Christensclaven, deren sich eine Menge auf der Insel befanden; dann bedingte er sich noch eine gewisse Zahl von Pferden und Maulthieren aus, legte ihnen einen jährlichen Tribut und die Verpflichtung auf, die Stadt als ein Lehen von Sicilien anzuerkennen und von ihm zu empfangen.

Auf die Nachricht von ihrer Erlösung durch den Grafen, erschien eine zahllose Menge gefangener Christen unter frommen Gesängen, und mit Kreuzen, die sie, wie Noth und Zufall es sie lehrten, aus Rohr, aus Holz u. s. w. zusammengefügt hat-

ten, im Lager der Normannen, warfen sich dem Grafen zu Füßen, und dankten ihrem Retter durch Freudenthränen und Gebethe. Rüdiger hieß sie dann die Schiffe besteigen, unterwarf sich im Zurückkehren noch die kleine Insel Golfani, an welcher er vorübersegelte, und langte so mit reicher Beute und vielen Unglücklichen, die ihm ihre Rettung verdankten, in Sicilien an. Hier wollte er ihnen eine eigene Stadt, die den Nahmen Villa franca führen sollte, einräumen, und sie von allen Steuern und allen übrigen Lasten befreyen; aber die Geretteten zog die Sehnsucht nach der Heimath und den lange vermißten Geliebten, sie dankten dem Grafen für sein Erbiethen, und er ließ sie endlich, jeden, wie ihn sein Herz rief, zu dem Vaterland und den Freunden zurück kehren.

Aber indeß Glück und Ruhm ihn in den äußern Geschäften begünstigten, mußte er als Vater manchen Unfall und manches Leiden erdulden. Philipp, König von Frankreich, hatte seine tugendhafte Gemahlinn, Berta, ohne eine Ursache, als weil er ihrer satt war, unter dem Vorwande zu naher Blutsverwandtschaft verstoßen, und des Herzogs Tochter, Emine, von seiner ersten Gemahlinn, zur Ehe begehrt. Rüdiger sandte die Prinzessinn mit reicher Mitgift und einem glänzenden Gefolge

zu ihrem Schwager, dem Grafen Raimund von der Provence. Aber er sah sich bald von beyden Seiten betrogen. Philipp wollte sich nur der reichen Schätze bemächtigen, die Rüdiger seiner Tochter mitgegeben; Raimund, der dieß ahnete, suchte den Vortheil für sich zu nützen, und ließ die Fürstinn wider ihr Hoffen und ihren Willen mit einem Grafen von Clairmont vermählen. Aber die Normannen, welche sie begleitet hatten, merkten Raimunds Absicht, sie lichteten in der Nacht die Anker, und kehrten bey günstigem Winde mit ihren Schätzen zum Grafen nach Sicilien zurück.

Von seinen beyden Söhnen war ihm der Ältere, Goffredo, schon früher an einer schmerzlichen Krankheit gestorben; nun raffte ein bösartiges Fieber auch den zweyten, Jordan, in Syrakus, welche Stadt ihm sein Vater zum Eigenthum gegeben hatte, hin, und Rüdiger sah sich mit großem Schmerz ohne männliche Nachkommenschaft, ohne Erben für seine Eroberungen, für seine Plane. Da schenkte ihm die Vorsicht in späten Jahren von seiner vierten Gemahlinn, Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, einen Sohn, den er zum künftigen Herzog von Sicilien bestimmte, und eröffnete ihm auf's Neue glänzende Aussichten in die Zukunft.

Von nun an war Graf Rüdigers Thätigkeit hauptsächlich auf die innere Einrichtung und Verwaltung seiner Besitzungen in Calabrien und Sicilien gerichtet. Mit einem Geiste, der sein Zeitalter und seine Erziehung überragte, übte er, ohne deßwegen gleichgültig gegen seinen Glauben zu seyn, Duldung gegen Andersdenkende. Die Saracenen wurden bey ihrem Eigenthum und der Ausübung ihrer Religion geschützt. Rüdiger kannte und schätzte die Wissenschaften. Ordnung und Ruhe, Eintracht und Wohlstand zu erhalten und zu vermehren, war die Beschäftigung seines Greisenalters. So hielt er seine schirmende Hand über seines Bruders Söhne, Rüdiger und Bohemund, schlichtete ihre eigenen Zwiste, stand ihnen bey Empörungen ihrer Großen bey, und zwang durch seine Kraft die Unruhen nieder, die bey einem falschen Gerüchte von Herzog Rüdigers Tode in Calabrien und Apulien entstanden waren.

Zwey seiner Töchter wurden, die Eine mit Konrad, dem Sohne des deutschen Kaisers Heinrich IV., die andere mit Almus, König von Ungarn vermählt, und der Normannische Herrscherstamm, aus geringer Wurzel entsproßen, bald mit den ersten und bedeutendsten Thronen in Europa versippt.

Auch in Religionsangelegenheiten bewährte sich Rüdigers eben so frommer, als fester Sinn; er war

ein treuer Sohn der Kirche, ohne seine landesherrlichen Rechte zu vergeben. Sein Werk war die Einführung des Carthäuserordens in Calabrien, deren Stifter, den heil. Bruno, er überaus hochachtete. Dieser heil. Bruno taufte denn auch des Grafen letzten und berühmtesten Sohn, Rüdiger, den ihm Adelheid, in Mileto, 1097, vier Jahre vor des Vaters Tode gebar, und der, nachdem seine ältern Brüder alle gestorben waren, nach seines Vaters Tode unter der Vormundschaft seiner entschlossenen und klugen Mutter Adelheid, als König Rüdiger I. von Sicilien gekrönt ward.

In demselben Jahre empörte sich Capua gegen seinen Fürsten Richard, Jordans Sohn und Graf Rüdigers Enkel, den sein Vater als einen unmündigen Knaben hinterlassen hatte. Herzog Rüdiger zog seinem Vetter zu Hülfe, und auch der Großvater kam aus Sicilien mit einem zahlreichen Heere. Die Fürsten lagerten vor der Stadt, und der Papst selbst erschien in ihrem Lager, um ihnen die Ehre eines Besuchs zu erwecken, und zugleich den Frieden zwischen ihnen und den Empörern herzustellen. Diese unterwarfen sich im Anfange seinem Ausspruche zum Schein, sobald aber der Papst das Lager verlassen, und sich nach Benevent begeben hatte, wollten sie nichts mehr davon wissen, und wohl

sich dem Herzoge oder Grafen, nicht aber ihrem eigentlichen Herren, Prinz Richard, ergeben. Hierauf ließen jene die Belagerungsmaschinen vorrücken, und schlossen die Stadt auf's èngste ein. Als die Capuaner diesen Ernst sahen, weigerten sie sich nicht länger, Prinz Richard empfing die Zeichen ihrer Unterwerfung, und ließ ein festes Schloß in der Stadt bauen, in welchem er künftig wohnte.

.. Der Herzog und sein Oheim aber begaben sich nach Salerno, wo der Papst, der den Grafen vor seiner Abreise nach Sicilien noch zu sprechen wünschte, ihn abermahls im Geleite vieler Erzbischöfe und Bischöfe besuchte, und weil er wußte, daß der in Sicilien residirende Legat dem Grafen nicht angenehm war, ihn selbst und seine Nachfolger, durch eine denkwürdige Acte, zu immerwährenden Legaten des päpstlichen Stuhls in Sicilien mit vielen andern köstlichen Vorrechten ernannte.

So hatte nun Rüdiger sich für seine letzten Jahre Frieden, Ansehn und Macht in jeder weltlichen und auch in mancher geistlichen Hinsicht erworben. Keine Unruhe, keine Fehde störte seine letzten Tage, und ganz ruhig starb er im Jahre 1101 zu Mileto, in Calabrien, 70 Jahre alt, wovon er 41 auf seinen Kriegszügen in Calabrien und Sicilien zugebracht, mit Hülfe seines Bruders die Macht der Norman-

nen in diesen Reichen begründet, und aus seinem Blute den Herrscherstamm entsprießen gesehn hatte, der sie noch eine Weile mit Ruhm und Glück beherrschte, bis sie durch Constantia an das Haus Hohenstauffen übergingen, und im ewigen Conflicte mit der päpstlichen Macht, die Quelle trauriger Unruhen, der Untergang dieses glorreichen Hauses, und das Grab seines letzten edlen Sprossen, Conradin, wurden.

Bemerkung
über die Farben des Obstes.

Ich weiß nicht, ob schon Jemand die folgende Beobachtung gemacht hat — sie kann sich leicht Jedem aufdringen, und ist denn auch wohl vielleicht schon gemacht worden, ohne daß es mir bewußt wäre — die Beobachtung nähmlich über die Abwechslung und Folge der Farben bey den Baum- und andern Früchten, wie sie, vom Junius bis ins Spätjahr hinein, nacheinander erscheinen. Die Farbe aller ersten Früchte ist roth. Roth sind Kirschen, Erdbeeren, Johannes- und Himbeeren. Nach ihnen kommen die orangegelben; die Aprikosen, die Melonen, die diese Farbe inwendig zeigen, und sie auch von außen bekommen, wenn man sie so lange liegen läßt, wie ihre Verwandten die Gurken — endlich die Stachelbeeren. Auf die hoch-

gelben Früchte folgen, bereits gemischt und nicht mehr so bestimmt geschieden, die theils blaßgelben, theils grünlichen Birnensorten, manche Pfirsiche, so sehr sie auch von der Sommerseite erröthen — die gelben Pflaumen, die Reineclaudes, die mit ihrem bläulichen Schiller den Übergang zu den blauen Früchten, den blauen Trauben, Pflaumen und Schlehen machen; und den Reihen der Kinder Pomonens schließen (wenigstens bey uns in Österreich) die braunen Sorten — Elsbeeren (hier Adelsbeeren) Escheritzen (Östr. Ärschützen) und die Mispeln. Ich weiß wohl, daß man hier einwenden kann, es gäbe weiße Kirschen, Johannisbeeren und Himbeeren, die blauen Trauben kämen zugleich mit den weißen und röthlichen u. s. w. Aber welche Classification, die wir mittelst unseren Beobachtungen in den großen Gesetzen der Natur zu machen verstehen, ist ganz scharf bestimmt und unfehlbar, und bestätigen nicht in der ganzen Welt die Ausnahmen die Regel? Ich glaube also, es sey nicht zu kühn, wenn man überhaupt annimmt, daß die Früchte zuerst roth, dann hochgelb, dann blaßgelb und grün, dann blau, endlich braun erscheinen — und diese Abstufung führt noch auf eine andere Bemerkung, daß sie nähmlich in dieser Ordnung so ziemlich der Farbenreihe im Regenbo-

gen folgen. Sollte das zufällig seyn? Sollte nicht vielleicht die Einwirkung des Sonnenstrahls auf die Färbung der Früchte nach gewissen Regeln geschehen, die mit den Regeln der Strahlenbrechung in einem uns unbekannten Verhältnisse stehen? Welchen Zusammenhang hätten dann der Frühling, die Zeit der Liebe, des Knospens, Wachsens, Aufblühens mit der rothen, der lebendigsten Farbe, mit der Farbe unsers Blutes, der Rose und der zarten Röthe der Freude oder Scham auf jugendlichen Wangen? Und warum erlischt im Prisma und im Herbst das brennende Roth und Gelb in sanftes Blau und düsteres Braun?

Ich weiß wohl, daß es viel leichter ist, zu fragen, als zu antworten; dennoch dünkt mich die Nachforschung über den geheimnißvollen Zusammenhang im Reiche des Lichtes und der Farben der Bemühung irgend eines Naturforschers nicht ganz unwerth, und so mag denn diese Bemerkung hier stehen.

Reise
von
Kremsmünster nach Spital am Pyhrn.

Sehr viele Gegenden in Unter- und Oberösterreich sind seit einigen Jahren mit Lust und Liebe durchwandert, und von den Reisenden, je nach der Absicht ihrer Reise oder dem Sinn, womit sie die Eindrücke aufnahmen, bald in geologischer, bald in statistischer, bald in poetischer Rücksicht, öfters in allen diesen zugleich beschrieben worden. Der Schneeberg und seine Umgebungen, die Gegenden von Obersteyermark, das Salzkammergut, Ennsthal u. s. w., mit einem Wort, die lieblichsten und anziehendsten Theile unseres Vaterlandes haben ihre Beschreiber gefunden, sind der lesenden und reiselustigen Welt zur Genüge schon be-

kannt, und es wäre so überflüßig als unbescheiden, nach jenen Werken noch einmahl das oft Gesagte zu wiederhohlen.

Indessen gibt es doch noch manchen schönen, und minder, ja vielleicht gar nicht bekannten stillen Winkel in dem herrlichen Österreich, der es so gut wie jene Gegenden verdiente, der Welt genannt, und dann von Geologen und Statistikern belehrend dargestellt zu werden. Ein solcher Winkel ist das liebliche und schauerliche Thal in Österreich ob der Enns, das von Schlierbach bis Spital am Pyhrn an der Grenze der Steyermark sich in mannigfaltiger Abwechselung meist am Ufer der Steyer hineinzieht, und von welchem Herr von Kleyle selbst, in seinen interessanten Rückerinnerungen an eine Reise durch Österreich und Steyermark nur einen Theil gesehen hat, indem er von Weyer auf einer andern Straße bey Windischgarsten in das Thal herein kam, und manches weiter rück- oder vorwärts gelegenen anziehenden Punkts nicht erwähnt. Ich will es versuchen, ohne den geringsten Anspruch auf gründliche Auseinandersetzung und Belehrung, diese Gegend und die unbedeutenden Ereignisse meiner Reise, bloß so wie mein Gemüth sie auffaßte, zu schildern.

Es war ein heiterer Morgen am Ende Augusts, als wir das freundliche Thal verließen, in welchem das uralte, durch gemeinnützige Anstalten und so manchen schätzbaren Gelehrten, merkwürdige Stift Kremsmünster liegt. Oft noch sahen wir zurück auf die wogigte Gegend voll lieblich wechselnder Hügel und Niederungen, bewässert von klaren Bächen, getheilt in unzählige Wäldchen, Wiesenflächen und nun abgeerntete Kornfelder, mit ihren dazwischen liegenden einzelnen Bauernhöfen, gleich eben so viel sinnig angelegten Partheieen eines großen englischen Gartens, in welchem das Nützliche mit dem Angenehmen vereint, das Gemüth leicht bewegt, und in freundliche Stimmung versetzt. Weder majestätisch noch überraschend, aber ungemein ansprechend, wie die Heimath stiller Muße und wohlthätigen Wirkens, liegt das weitläufige Stift mit seinem berühmten mathematischen Thurme, und allen seinen Nebengebäuden auf einer mäßigen Erhöhung, und blickt schirmend auf den unregelmäßig gebauten Markt am Ufer des Kremsbaches herab, während hinter ihm sich mehrere Hügel, mit Wäldern bekrönt, erheben. Wohlseyn, Zufriedenheit und Heiterkeit dringt aus dem Bilde der weiten Landschaft sympathetisch in das Herz des

Wanderers, und eine milde, ungemein klare Luft, das tiefe Blau des Himmels, das saftige Grün der Pflanzenwelt (ein entschiedener und von manchem Reisenden bemerkter Antheil Oberösterreichs), wirkt auch körperlich wohlthuend auf uns, und läßt den aufgeregten Geist sich ungehinderter in der leichtathmenden Brust bewegen.

Durch manche freundliche Parthie bey wohl erhaltenen Bauerhöfen, in reichbeladenen Obstgärten liegend, vorüber, wo reifende Äpfel und Birnen in ihrer bunten Farbenpracht dem Frühling nacheiferten, und den Eindruck fröhlichen Gedeihens und himmlischen Segens mehrten, der so sichtlich auf diesen Gegenden und ihren gutmüthigen Bewohnern ruht, hier und dort auch durch seltene Dörfer, näherten wir uns den Gebirgen, hinter deren waldigen Gipfeln die noch weit höheren kahlen Spitzen des großen und kleinen Priels hervorragten, und uns die Gegend wiesen, nach der unser Lauf gerichtet war. Jetzt öffnete sich das breite, schön begrünte Thal. Links auf den halben Höhen der gegenüberstehenden mahlerisch gruppirten Berge liegt die Cisterzienser-Abtey Schlierbach, und noch ehe man sie in weiter Ferne erblickt, senkt sich der Weg, ohne daß man vorher einen Berg erstiegen, in eine sehr

beträchtliche Tiefe hinab, und unten ist wieder freundliche Cultur, und Häuser und Felder, und ein frisches Leben wie oben auf der Höhe.

Immer höher und majestätischer steigen zu beyden Seiten die Berge empor; aber das Thal ist breit, wohlgebaut und lachend, hier und dort stehen mitten in den Thälern Hügel, die man weiter draußen in der Fläche wohl Berge nennen würde, meist schön begrünt, einzeln und abgeschieden da, und es schien mir dieß eine Eigenheit dieser Gegend, weil ich es sonst in vielen Gebirgsgegenden nirgends so gefunden hatte. An klaren Bächen, zwischen netten Höfen, Feldern, Wiesen, und anmuthigen Bergen geht die wohlerhaltene Straße bis Kirchdorf (wie man es mir im Stifte nannte) oder Kühdorf, wie es die Bewohner des Thals nennen. Ehe man sich dem Markte nähert, erblickt man von ferne, mitten im Thal, auf der Spitze einer jener vereinzelten Höhen, eine Capelle, von Wald umgeben, die St. Georgs-Capelle, und endlich, nicht weit vom Markte selbst, das alte, halbzerfallene Schloß Pernstein, auf dem Abhange des Berges. Am Fuße desselben liegt, eine kleine Viertelstunde vom Markte, das neue Schlößchen; denn das ist ja das Kennzeichen der neuen Zeit, daß sie die unwegsamen, aber herrschenden Höhen verlassen, und sich bequem, arbeitsam und geduldig

in den Niederungen angebauet hat. In diesem neuen Schlosse, das dem Stifte Kremsmünster gehört, sind einige Zimmer für den Herrn Abten bereitet, wenn er zuweilen herkömmt; den Rest bewohnt die Familie des Pflegers, in deren Mitte wir einige sehr angenehme Stunden hinbrachten.

In Kirchdorf ist ein einfaches Wirthshaus; aber ich fand es sehr gut. Wir aßen auf Zinn, es war so blank, wie Silber, alles Geräthe sauber, die Betten gut, rein, die Speisen einfach aber schmackhaft. So sind die Gasthöfe mit kleinen Abstufungen überall auf dieser ganzen Straße, in Dürnbach, Windischgarsten und Spital, so überhaupt meist im Gebirge, und ich glaube, jeder nicht durch Luxus verwöhnte Mensch wird es vorziehen, in gedielten Zimmern, bey kleinscheibigen Fenstern, mit alterthümlichem Geschirr, Geräthe u. s. w. einfach, reinlich und gesund bewirthet zu werden, als in den eleganten Gasthöfen der Städte bey moderner Einrichtung, Drapperien und Porzellain, die ersten Bedürfnisse des gebildeten Menschen, Reinlichkeit und Ordnung zu vermissen. Besser schmeckt ja in alterthümlicher Schale die ungemischte Milch, das frische Gemüse, und zufriedener schläft sichs in der Stille der Thäler, auf reinlichem Lager, als wenn uns in den lärmenden Städten die ersten Noth-

wendigkeiten des Lebens verfälscht, verdorben, in zierlichen oder prächtigen Geräthschaften gereicht werden. Jenes ist wahrer Genuß, dieses doch nur conventioneller Vorzug, den jedes kommende Jahrzehend ändert.

Von Kirchdorf an verengt sich das Thal wieder, und rechter Hand begleitet uns ein meist kahler, dunkler Bergrücken, die Falkenmauer genannt, lange Zeit. Allmählig nimmt die Gegend einen wildern Charakter an, man kommt an einen beträchtlichen Fluß, es ist die Steyer, die dunkelgrün und hell wie Smaragd, in kühn ausgewaschenem Felsenbette dahin rauscht. Auf einmahl schließt sich dem Blicke das Thal durch waldige Anhöhen, und überraschend steht vor dem dunkeln Grunde auf einem Felsen das weißschimmernde Schloß Claus, als müsse es, seinem Nahmen treu, die Schlucht schließen, und die Gegend hüthend, weit hinausblicken können, ob kein Feind sich nahe.

Man nähert sich dem Schlosse, und, wie das so oft in Gebirgen der Fall ist, die seltsame Täuschung zerrinnt, die Bergrücken, welche Eins zu seyn schienen, schieben sich gleichsam auseinander, und es erscheint am Fuß des Schloßberges ein schmaler Paß durch die Berge, aber nicht breiter

als die mäßige Straße, und das tiefe Felsenlager der Steyer. In jähen tiefen Krümmungen hat diese sich ihren eigensinnigen Weg durch altergraue Felsen gebahnt. Ein Absturz, viele Klafter hoch, trennt die smaragdene Fluth von dem an ihrem Ufer wandelnden Reisenden. Felsenstücke, zerbrochen, zerrissen, hängen dort und da drohend über sie hin, andere liegen mitten in ihrem störrischen Pfade, und sie schäumt tosend und zürnend an ihnen und über sie hin. Ergriffen von dem Schauspiele der gewaltsam wirkenden Natur steht man am steilen Abhange, blickt hier in die rauschende Tiefe, und dort an den jähaufsteigenden Fels hinan, der auf seiner Spitze das wohlerhaltene Schloß trägt, und denkt der vergangenen Zeiten, wo es den Altvordern des jetzigen Geschlechtes ein gewohnter Gedanke war, sich auf diesen Anhöhen anzubauen, keine Beschwerde zu achten, und von dem abschleifenden Verkehr der Menge fern, in eigenthümlicher, wenn auch rauher Selbstständigkeit zu erhalten. Hinter dem neuen Schloß steht ein Überrest des alten, und noch weiter hinten, ganz im Walde, eine kleine Capelle. Gern wäre ich hinauf gestiegen, aber die Mittagssonne brannte heiß in dem engen Passe, und unsere Zeit war zugemessen. Wir fuhren weiter, das Thal eröffnete sich

wohl ein wenig, aber die breite, bequeme Tiefe, welche uns bisher erlaubt hatte, mitten zwischen Bergen immer eben hinzufahren, war nicht mehr da. Mit Kunst und Kühnheit war der Weg bald links, bald rechts der Steyer, wie es die Natur der Felsen und des Bodens erlaubte, an dem Abhange der Berge, in ewigem Steigen und Sinken hingebaut. Seltsam, ja abentheuerlich mußte man zuweilen in einer Seitenschlucht den Raum zwey Mahl durchmessen, und sah an den gegenüberstehenden Bergen die Straße eine Strecke weit neben sich hinlaufen, die man, wenn man die äußerste Krümmung des Weges erreichet hatte, wieder zurück machen mußte. So gelangten wir endlich in ein breiteres Thal, worin wenige zerstreute Häuser, unter denen ein Gasthof ist, den Nahmen Dürnbach führen.

Es war Abend, eine tiefe Stille über das Thal verbreitet. An den eisbedeckten Spitzen der höchsten Berge, die hier in die ruhige Tiefe hineinsahen, schimmerten die letzten Sonnenstrahlen, die waldigen Rücken lagen blauröthlich, still und ehrwürdig da, und im Thale fing es an zu dämmern. Durch thauiges Gras wandelten wir über die Wiesen an Hecken und Büschen hin, den ganzen Frieden dieses Abends in den beruhigten, vergnügten

Seelen aufnehmend. Ein ziemlich breiter Weg, um eine waldige Anhöhe sich hinabwindend, lud uns ein, in der ganz fremden Gegend vielleicht zu irgend einem anziehenden Punkte zu gelangen. Er führte uns immer tiefer am Waldessaume hinab, bis ein lautes Rauschen die Nähe eines Wassers verkündete. Bald standen wir am Ufer der Steyer, und ihr bebüschtes, tiefes Ufer war es gewesen, an dem uns der Pfad hinunter geführt hatte. Unten lag am tosenden Wasser eine beträchtliche Hammerschmiede, ein Haus mit Nebengebäuden, Essen, Hammern, Wehren. Ein freundlicher Alter, mehr bürgerlich als bäuerisch gekleidet, lud uns ein, in den Garten seiner Tochter, der Hammermeisterinn zu treten, und, man denke sich unser Erstaunen, als wir hier an dem Felsengestade der wilden Steyer, im hohen Alpengebirge, wo schon Gemsen auf den beschneyten Gipfeln weiden, einen Garten voll der schönsten Blumen, fremder, selbst heißer Zonen fanden: Cactus flagelliformis mit seinen schönen rothen Blüthen, die keusche Mimosa, Heliotrop, lilafarbene und weiße Vinca, ohne die unzähligen Arten von Geranien und Pelargonien, und die andern Blumen kühlerer Himmelsstriche zu rechnen, die die Mode, (denn diese breitet ja ihr Gebieth auch auf die Kinder Florens aus), nun

schon in jedem wohlerhaltenen Garten nothwendig erheischt. Alle diese Kinder milderer Sonnen waren hier mit mütterlicher Sorgfalt vor den rauhen Winden im Treibhause, in Mistbeeten, unter Gläsern, oder auf irgend eine Art künstlich und fleißig verwahrt, und der gute Geist, der diese zarte Schöpfung hier in diesem abgeschiedenen Winkel des Hochgebirges hervorgezaubert hatte und erhielt, war die Frau des Hammermeisters, ein ziemlich hübsches Weib von ungefähr dreyßig Jahren, und Mutter von acht Kindern. Sie führte uns mit Freude, und nicht ohne Stolz, zwischen ihren Pfleglingen, die unbewußt ihrer Sorge und Arbeit sich freueten, herum, während die muntere, rothbäckige Schaar der Kinder wohlbewußt und der mütterlichen Liebe sich freuend, um sie hersprang. Freundlich geleitete die ganze Familie, die uns so gastlich aufgenommen, und wenn wir von ihrer Güte hätten Gebrauch machen können, gern bewirthet hätte, uns wieder bis nahe an unsern Gasthof zurück, und wir überließen uns dort einem süßen Schlummer, eingewiegt von den anmuthigen Bildern der schönen Gegend, stillen Friedens und glücklicher Einfalt.

Am andern Morgen setzten wir den Weg durch das Thal fort, der uns nach Windischgarsten, und

von da nach Spital bringen sollte. Noch abwechselnder gruppirten sich auf dieser Strecke die Berge und Thäler, und noch seltsamer traten die gewissen einsamen Hügel mitten aus den Reihen altergrauer Felsen, wie vorschnelle neugierige Kinder heraus. St. Pangraz, eine Kirche mit wenigen Häusern, der einzige Andachtsort auf eine ziemliche Strecke umher, bleibt links liegen, dann schmiegt sich die Straße in immerwährendem Bergab und Bergauf hinter einem solchen freystehenden Berge herum, zwischen ihm und der höhern Bergkette rechts über eine beträchtliche Höhe, die wie ein Hohlweg mitten durch waldige Abhänge läuft. Hier und auf der ganzen Strecke bis Spital sieht man beträchtliche Spuren von der Verheerung der Wassergüsse. Bald ist der Weg durch mehrere Klaftern lang weggerissen, und nur zur Noth wieder hergestellt, bald haben die Fluthen die fruchtbare Erde von den Höhen herabgeschwemmt, und die Straße damit überdeckt, und unten am Strom zeigen weit hingedehnte Flächen voll Sand und Steine, wie vor wenigen Wochen noch das Wasser zerstörend gewaltet, und Wiesen und Kornfelder in Sandwüsten umgeschaffen hat. Überall hat der Mensch hier mit den Elementen einen mächtigen Kampf zu bestehen, überall zeigt sich ihr gewaltiges Wirken in furchtbarer

Größe, und dennoch besteht der Mensch in diesem Streite, er bearbeitet den oft verheerten Boden wieder mit Fleiß und Geduld, er klettert auf die Berge hinauf, und macht Felsenklippen urbar, und nicht bloß im Thalgrunde, sondern oben auf beträchtlichen Höhen stehen Hütten zwischen Obstbäumen und Kornfeldern, und erfreuen das Auge der Reisenden durch den freundlichen Anblick, und seinen Geist durch die Betrachtung, was der Mensch vermöge, wenn er ernstlich will.

Weit und anmuthig, reich bebaut und bevölkert, öffnet sich nun das Thal, in welchem der betriebsame Markt Windischgarsten liegt. Hier ragen auf der rechten Seite die himmelhohen Spitzen der Priele herüber, mit Schnee bedeckt, kahl und unwirthlich, und erhöhen durch ihr furchtbares Aussehn den lachenden Eindruck des Thales. Noch eine Stunde ungefähr schlingt der Weg sich immer zwischen sehr hohen Bergen in fruchtbaren Gründen durch, da steht auf einmahl bey einer Wendung der Straße eine wunderschöne Kirche mit zwey Thürmen, ein solides Gebäude von zwey Stockwerken daneben, und ein Dorf mit mehreren hübschen Häusern, ganz an den Rücken kahler, himmelansteigender Gebirge gelehnt, vor dem überraschten Blick.

Das ist Spital, ein ehemahliges Stift und der Ort gleiches Nahmens.

Eine schöne Allee führt durch Wiesen auf das Stift zu, und durch einen freundlichen Garten, der zu beyden Seiten des Weges grünt, gelangt man zu der im edlen Geschmack gebauten und sehr zierlich geschmückten Kirche. Diese Pracht des Gotteshauses, dieses zwar nicht große, aber regelmäßige Gebäude der Stiftsgeistlichen, die wohlgebauten Häuser daneben, kurz diese ganze Ansiedlung hier im Schooße der höchsten Alpen, die sich mit ihren kahlen und meist beschneyten Stirnen in die Wolken verlieren, hat etwas ungemein überraschendes, und würde gewiß einen froheren Eindruck machen, wenn nicht die überall bemerklichen Spuren des Verfalles, der langsamen Zerstörung der Zeit an dem unbewohnten Gebäude und den verwilderten Anlagen, ein wehmüthiges Gefühl in uns erregten.

Unbekannt in dem Orte, und doch neugierig, etwas Näheres von diesem anziehenden Aufenthalt zu wissen, wandten wir uns an den k. k. Pfleger von Spital, der uns schon früher als ein sehr gebildeter und würdiger Mann geschildert worden war. Mit ungemeiner Güte und Gefälligkeit übernahm er selbst die Mühe, uns überall herum zu führen, uns alle Merkwürdigkeiten des Orts und der Um-

gebung zu zeigen, und uns endlich auch etwas über den Ursprung des Stifts zu erzählen.

Die Straße, welche wir gefahren waren, und die durch das ganze Thal bis hierher, und von hier über den nicht sehr hohen Pyhrn, (daher das Stift oft Spital am Pyhrn genannt wird) nach Admont, Steyermark, und endlich nach Italien führt, war vor Jahrhunderten die gewöhnliche Pilgerstraße der Kreuzfahrer auf ihren Zügen durch Welschland nach Palästina, und ist noch heut zu Tage ein sehr befahrner und darum auch so wohl unterhaltener Handelsweg, auf dem die Kaufmannsgüter von Triest bis Oberösterreich gehen. Daher, und von dem vielen Eisenverkehr in diesen Bergen, der blühende Zustand der Ortschaften und der vielfältige fleißige Anbau der Gründe. Ein Bischof von Bamberg, Otto, aus dem Hause Andechs, stiftete im eilften Jahrhunderte hier ein Spital für die Kreuzfahrer, und begabte es mit Lehen, die sein Stift oder sein Haus in diesen Gegenden besaß. Mit der Zeit verlor sich der Sinn und Zweck der Anstalt, aber das Besitzthum und der Nahme blieb, und es wurde eine Congregation von Weltgeistlichen, unter einem Oberhaupte, daraus, und mancher betagte oder lebensmüde Priester fand hier Aufnahme, Unterhalt und Ruhe. Vor wenigen Jahren wurde

es aufgehoben, und die Gebäude mit Allem, was an Einrichtung darinnen war, den Geistlichen des säcularisirten Stifts St. Blasien im Schwarzwald käuflich überlassen. Auch diese sind, weil es ihnen hier zu eng oder zu einsam war, fortgezogen, und haben die ganze Einrichtung, die ihr Eigenthum geworden war, mit sich fortgenommen. Das Haus steht nun verödet, der Garten unbearbeitet, der Religionsfond, dem es zugefallen ist, kann nichts an die Erhaltung unnützer Gebäude wenden, so wird nach und nach das schöne Stift verfallen, und das ehrwürdige Denkmahl frommer, ritterlicher Vorwelt in wenig Jahren in öde Trümmer versunken seyn.

Es war ein unheimliches Gefühl, mit dem wir durch die einsamen Gänge und die leeren Zimmer wandelten, in welchen die Überreste einstmahligen Wohlstandes und bequemer Wohnlichkeit so laut von der Vergänglichkeit alles Irdischen zu uns sprachen; und es ist überhaupt eine schmerzliche Empfindung, nicht bloß in diesem aufgehobenen und verlassenen Kloster, sondern auch in noch bestehenden, einst reichen, Abteyen, überall deutliche Anzeigen eines herabgekommenen Wohlstandes zu erblicken. So manches, was die feindlichen Invasionen verdorben, konnte nicht wieder hergestellt wer-

den, so mancher zierliche Schmuck früherer Zeiten ist verloren oder wohl gar verkauft worden, um dringenden Bedürfnissen zu steuern, so manche angenehme Anlage in Gärten, Sammlungen u. s. w., die in ruhigen Zeiten eine behagliche Existenz und ein reger Sinn für Kunst und Genuß stiftete, zerfällt oder wird kaum nothdürftig erhalten. Ich weiß, was der kalte Verstand hierauf antworten kann, aber dem Herzen thut es doch weh, das zu sehen, und es blickt mit wehmüthiger Sehnsucht aus der sturmbewegten Gegenwart auf jene friedlichen Zeiten zurück, wo der ungestörte Genuß rechtlich erworbenen Eigenthums noch erlaubte, nicht bloß an die Erhaltung, sondern auch an den Schmuck des Daseyns zu denken, wo man nicht nur trachten und erwerben, sondern auch sich des Erworbenen freuen mochte.

Um Spital herum stehen sehr hohe Berge, auf denen Alpenwirthschaft getrieben wird, der Boseuck, Pyrges, Schwarzenberg, und schließen den Ort von drey Seiten in ihren Schooß. Rückwärts öffnet sich die Straße über den niedrigen Pyhrn nach Steyermark. Dort wälzet sich der sogenannte schreyende Bach von einer beträchtlichen waldigen Anhöhe über Steine und Felsen herab, und tobt hinunter in's Thal. Sein lautes Rauschen, indem er sich

unzählige Mahl am Felsen bricht, hat ihm den Nahmen erworben. Zwischen diesem Bach und Spital liegt die kleine Kirche St. Leonhard, die nichts Merkwürdiges hat, als daß zwey Kirchen über einander halb in den Felsen gebaut sind, und die untere kleiner als die obere ist. Über dem Spaziergange nach dem schreyenden Bach, und der Betrachtung mancher kleiner Naturwunder, die uns der Herr Pfleger mit regem Sinn für diese Schönheiten zeigte, war der Abend herangekommen, und wir kehrten nach Windischgarsten zurück, weil es schon zu spät war, unser gestriges Nachtlager Dürnbach noch zu erreichen. Geröthet vom Abendschein — die Sonne war längst schon hinter den Bergen hinabgesunken — (wie denn dem Hochgebirge, das sonst an so vielen Naturscenen reich ist, doch fast überall der Reiz eines Sonnenunterganges versagt ist) lagen die Berge und Thäler in dem tiefen Frieden um uns her, der mich gestern schon so beglückend angesprochen hatte. Als wir im Markte und im Gasthof angelangt waren, hatte bereits die Dämmerung sich tief in das Thal gesenkt, nur die gezackten Spitzen der Priele schnitten sich dunkel und scharf gegen den blaß röthlichen Abendschein ab, der in Westen als ein freundliches Andenken des schönen Tages zurück blieb. Wir legten

uns an's Fenster; da tönte durch die Stille des Abends ein Alpengesang aus der Ferne herüber, das sogenannte Ludeln oder Jalzen, wie es in dieser Gegend genannt wird. Wir erkundigten uns; es waren Mägde eines Bewohners von Windischgarsten, sie sangen am stillen Sonntagabend in einem Garten hinter dem Orte. Vielleicht hatte unser Nachfragen sie gelockt; so wie es ganz finster geworden war, kam der Gesang näher; die Mädchen traten endlich vor das Haus, ein Bursche gesellte sich zu ihnen, und ließ seine tiefen Töne harmonisch mit einfallen, und nun sangen oder ludelten sie unter unsern Fenstern so liebliche, muntere Alpenlieder, daß sich das Herz im Gefühle jugendlicher Fröhlichkeit und unbefangener Hirteneinfalt aufschloß. Aber sehen lassen sich die Dirnen nicht, wie man uns sagte, wenn sie ludeln; denn die Bewegung der Kehle verzerrt die Muskeln um den Mund. So sind sie schlau genug, ihre Eitelkeit mit ihrer Liebe zum Gesang zu vereinigen, indem sie sich entweder nur im Dunkel der Nacht, oder in der Einsamkeit ihrer Sennhütten hören lassen, wo dann der helle Ton von Alpe zu Alpe fröhlich tönt, und die gleichen Gefühle im Herzen aller Senner und Sennerinnen weckt, oder dem geliebten Hir-

ten ein Zeichen wird, wenn er sein Mädchen besu- chen kann.

Schön bereitet zum Schlummer durch diesen ländlichen Gesang, und umfangen von tiefer, trau- licher Stille, entschliefen wir, und kehrten am hei- teren Morgen des folgenden Tages auf dem vori- gen Wege wieder zurück.

Die Gaben des Glückes.

Als nach der großen Wasserfluth Deucalion und Pyrrha zuerst, um die wüste Erde wieder zu bevölkern, mit verhülltem Angesicht, dem Ausspruch des Orakels folgend, Steine hinter sich geworfen hatten, und ein neues Menschengeschlecht im Rücken seiner wundersamen Erzeuger sich erhob; da war dieß arm und nackt dem Schooße der Erde entstiegen, nicht allein jedes Reizes, sondern selbst jeder Bequemlichkeit des Lebens entblößt und leer. Ohne Obdach, ohne Nahrung, als welche die kaum sich erhohlende Flur armselig genug anboth, ohne Kleider, ohne Werkzeuge, ohne Waffen, um sich vor den Unbilden der Witterung, vor wilden Thieren zu schützen, oder dem Boden seine freundlichen Gaben zu entlocken, standen die Hülflosen da, die nur der milde Himmel Thessaliens und die wärmere

Jahreszeit vor den Schrecken der auf sie einstürmenden Natur rettete.

Mitleidsvoll betrachteten Deucalion und seine Gattinn das unglückliche Geschlecht. Gern hätte, eingedenk der vorigen Tage und ihrer Fertigkeiten und Genüße, der König die Männer in dem unterrichtet, was ihm wohl bekannt war; gern hätte Pyrrha diese mit allen Bedürfnissen der Häuslichkeit unbekannten Frauen zum Gebrauche des Webestuhls und der Spindel angeführt; aber wo waren Webestuhl und Spindel, wo Waffen, Ackergeräth, Schiffe? Alles, alles verschlungen von den unbarmherzigen Fluthen, oder an Felsen und Abgründen zertrümmert. In dieser bittern Noth wandten der fromme König und seine Gemahlinn sich noch einmahl an die Götter, welche sie schon früher zutrauensvoll angerufen und sich ihrer Gewährung zu erfreuen gehabt hatten, und flehten um Mitleid und Schutz für ein hülfloses Geschlecht, das ja seine ungeforderte Entstehung nur dem Willen der Götter zu danken hatte, und in der Lage, in der es jetzt war, sich schlimmer befand, als wenn es nie das zweydeutige Geschenk des Daseyns empfangen hätte.

Lange und anhaltend flehte das königliche Paar, und sein andächtiges Gebeth, von Menschenliebe

eingegeben, von Vertrauen belebt, stieg auch ohne Begleitung des Opferduftes — denn auf welchem Altar und mit welchen Geräthschaften hätte der König in der wüsten Gegend sein hohes Vorrecht ausüben sollen? — als ein willkommnes Rauchwerk zu dem Vater der Götter und Menschen empor. Auf Jupiters Stirn lächelte Gewährung, und er trug, was er im Herzen beschlossen, den versammelten Göttern vor. Schnell und eifrig fanden sich alle bereit seinem Willen entgegen zu kommen, freudig sprangen sie auf von den goldenen Stühlen, daß diese mit melodischem Getöne erklangen, ein fröhliches Gedränge war um die Tafel her, jeder Gott, jede Göttinn eilte irgend eine seiner besten Gaben herbeyzuhohlen, der lange Zug ordnete sich, die duftigen Gewölke wichen vor der Annäherung der Himmlischen, theilten sich, vom Abglanz der Göttergestalten beleuchtet, auseinander und wie aus goldenstrahlender Pforte trat die herrliche Erscheinung auf den Gipfel des Parnassus herab, daß Deucalion und Pyrrha und mit ihnen das neugeborne Geschlecht geblendet zur Erde stürzten, und die erkannte Gottheit im Staube verehrten.

Freundlich hießen die Himmlischen sie sich erheben, und nun überreichten sie Jedes ihre Gaben, Ceres einen Pflug, Pallas Webestuhl und Ro-

cken, Mavors ein Schwert, die schöne Venus einen Schleyer für züchtige Frauen, die Grazien allerley Kleidungsstücke, Vulkan Hammer und Zange, Bachus die Kelter, Merkur ein flüchtiges Schiff, Pan das wärmende Vließ der Wollenheerde, Apoll die Leyer, nach deren Klängen sich die Werkstücke der zu erbauenden Häuser fügen sollten, die Musen endlich Bücherrollen, Kunstgebilde, das Fernrohr, um den Lauf der Zeit zu bestimmen u. s. w.

Nachdem jede Gottheit ihre milde Gabe übergeben und das Königspaar seinen kindlichsten Dank dafür gebracht hatte, kehrten jene beglückt durch das Gute, welches sie geübt, in die Wohnung ihrer ungetrübten Seligkeit zurück.

Froh und dankbar betrachteten nun die Herrscher die wohlthätigen Gaben, und sannen darauf, wie sie sie am zweckmäßigsten vertheilen sollten, damit jede, in die tauglichste Hand gegeben, den größten Nutzen schaffe, als auf einmahl ein gäher Sturmwind durch den Wald daher brauste, und die erschrockenen Sterblichen aufs Neue in die kaum überstandene Angst von verheerenden Verwüstungen setzte. Aber plötzlich schwieg das Gebrause, eine seltsame aus sanften und lärmenden Tönen zusammengesetzte Musik ließ sich vernehmen, zauberi-

sches Licht drang durch die Schatten, und eine Menge phantastischer Gestalten schlüpfte auf allen Seiten aus den Gebüschen hervor. Jetzt kollerte eine ungeheure ganz von Gold strahlende Kugel aus dem Dickicht, auf welcher eine Frauengestalt, nur mit der äußersten Spitze des einen Fußes sich haltend, schwebend daher geflogen kam. Die Züge wie der Wuchs dieser Frau waren nicht regelmäßig schön zu nennen; dennoch schien die ganze Gestalt in lieblicher Haltung wie von einem unwiderstehlichen Zauber umflossen. Ihre blendend weissen Arme waren hoch über dem Kopf in reizender Biegung erhoben und hielten ein luftiges Segel, das der Wind leicht blähte, und das dem wunderlichen Schweben der Figur auf der Kugel theils zur Erleichterung, theils zur Lenkung zu dienen schien. So nahte sie dem staunenden Königspaare und rief ihnen lachend, aber mit einem Ausdruck von Herrschaft in Blick und Ton zu, ihr die Gaben zu bringen, welche die Götter hier zurück gelassen.

Deucalion und Pyrrha sahen sich verlegen und zögernd an. Was ist das? rief die Erscheinung: Ihr scheint anzustehn? Ihr möchtet euch weigern? O versucht es nicht! Ich bin Fortuna — Wer hat je mir widerstanden?

Es lieben die Götter des Olympos, fuhr sie

fort, ohne Antwort abzuwarten — mich zu verschreyen, und sich und die Sterblichen meiner Macht zu entziehen; sie nennen diese blind und vernunftlos, und vor allen streben Pallas und Nemesis mir überall entgegen. Aber ich lache ihres ohnmächtigen Strebens! Laß sie Schranken und Riegeln ziehen, Gesetze und Verbothe aussprechen! Ich achte sie nicht, und es freut mich mit tollem Muthe niederzurennen, was sie erbauten, und mit meiner flüchtigen Kugel durch alle ihre Verzäunungen durchzubrechen. Was können sie denn ohne mich, oder wohl gar gegen mich beginnen? Was vermag Anstrengung und Tugend ohne meine Begünstigung, was sogar Genie und Schönheit, wenn ich ihnen meinen Schutz entziehe? Darum sind die Götter eifersüchtig, darum suchen sie mich überall als entbehrlich vorzustellen, und haben mich auch heute von ihrer Berathung ausgeschlossen. Aber es soll ihnen nichts helfen! Laßt doch sehen, wie klug sie es wieder einmahl ohne mich angefangen haben!

Mit diesen Worten bemächtigte sie sich der Gaben, welche noch vor Deucalions Füßen aufgehäuft lagen, fing mit muthwilligen Händen an darin umzumustern, warf Eins hier, das andere dorthin, hatte an Jedem etwas auszusetzen, und ehe

der König es hindern konnte, der über die Anmaßung dieses Eingriffs eben so verwundert, als durch die Anmuth, mit der sie geschah, selbst wider Willen bezaubert war, hatte Fortuna die neuen Menschen herbey gerufen, und theilte ihnen nun mit launigtem Übermuth und possenhafter Verwechslung alle Gaben aufs Verkehrteste aus. Der Pflüger erhielt Bücher und Fernrohr, dem Helden gab sie die Spindel in die Hand, einem rüstigen Handwerksmann hing sie Aphroditens zarten Schleyer um, dem Jüngling, der sich dem Dienst der Musen weihen wollte, drang sie Vulcans schweren Hammer auf, ein zartes Mädchen sollte das Schwert des Kriegesgottes führen, und die ernste Matrone putzte sie abentheuerlich mit dem Schmucke der jüngsten Grazie heraus. Es stand ihr allerliebst an, wie sie mit all den Dingen herum warf, und sich an der Verwunderung der Empfangenden belustigte, dann, als sie fertig war, auf ihre Kugel hüpfte, dieser mit der Fußspitze einen leichten Stoß gab, das Segel über dem Haupt empor hielt, und lachend sammt ihrem Gefolge in den Wald verschwand.

Verblüfft stand der König, unmuthig die neuen Erdebewohner da, und Niemand wußte, was er

mit den unpassenden Gaben beginnen sollte. Schon waren Viele im Begriff, sie als unnütz, ja als lästig wegzuwerfen, als die Königinn diesem raschen Beginnen Einhalt that, und ihnen den Rath gab, ehe sie sich zu einem Schritte entschlössen, der ihnen vielleicht den Zorn Fortunens zuziehen könnte, das Orakel in dem allein erhaltenen Tempel auf jener Felsenspitze zu befragen, bey welchem ihr Gemahl schon früher Belehrung gesucht hatte.

Man folgte diesem Rath; das neu entstandne Geschlecht mit seinen Gaben in den Händen, der König an der Spitze, zog den Berg hinauf, die geheimnißvollen Gebräuche wurden beobachtet, und die Stimme des Orakels ließ sich also vernehmen:

Ihr Sterblichen, die ihr, betrübt über die launenhafte Austheilung der Glücksgüter, eure Zuflucht zu mir genommen, höret, was die Stimme der alten Weisheit sagt! Nicht die Götter, die euch wohlmeinend beschenkten, nicht das Glück, das ihre Gaben tückisch verwechselte, nicht die Gaben an sich selbst, können euer wahres inneres Wohlseyn begründen oder zerstören. Das kann nur das Gemüth und der ernste Wille; denn die

Götter und Fortuna, und ihr, und was athmet und nicht athmet, folgt gehorsam einem hohen Gesetz, das einmahl ausgesprochen, sich selbst ewig gehorcht. Dieß Gesetz will, daß der Mensch im geselligen Verein seine schönsten Tugenden entfalte, und seine Kräfte brauchen lerne. Darum sollt ihr nicht besitzen, was leicht und ohne Anstrengung zum nahen Ziele führt; auch sollt ihr gesellig werden, durch Wechseldienst und Gefälligkeit euch um einander verdient machen: darum muß Einer des Andern bedürfen, Einer besitzen, was der Andere braucht, dann wird Mangel und Überfluß zum Band der Liebe und Freude. Wer aber Kraft und Muth in sich fühlt, auch auf unebner Straße zum Ziele zu gelangen, der strenge sich an, und vereitele die Laune der grillenhaften Göttinn dadurch am sichersten, daß er auch des unpassenden Werkzeuges sich mit Kraft und Leichtigkeit bedient, und er wird sich den schönsten Genuß bereiten, Schöpfer seiner eigenen Zufriedenheit zu seyn.

So sprach das Orakel und ein ferner sanfter Donner begleitete den Schluß seiner Rede, und zeugte von dem Wohlgefallen der Götter. Jetzt zerriß das Gewölk in Westen, die Sonne sank

strahlend in den Schooß der Fluthen, und mit leichterm Muth stiegen die Sterblichen Hand in Hand den Berg hinab, um in der Ebene nach dem Rath des Orakels ein arbeitsames aber nicht freudenloses Leben zu führen.

Inhalt.

